Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 104 (1963)

Artikel: Im Steinhaus am Mühlebach
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033581

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Steinhaus am Mühlebach

Volkserzählung aus der Urschweiz

von Josef von Matt

Mit schweren Schritten geht er durch die Stube, von der Türe bis zum Fenster und an der Tischkante vorbei wieder zurück. Die Hände auf dem Rücken, den Nacken gebeugt, ein Bleistift zwischen den Zähnen, wirft er dann und wann einen finsteren Blick zu seinem Sohn hinüber, der flott gekleidet nach städtischem Schnitt freundlich dem schwerfällig wandernden Mann zuschaut. Der weiße Kragen, die buntfarbige Seidenkravatte und die eleganten braunen Schuhe des jungen Mannes, passen nicht so recht zu den verbeulten Hosen, zu der abgeschabten Weste und zu den groben Socken, mit denen der Vater umhergeht.

Schon lange ist kein Wort mehr gesprochen worden. Nur die Spitze des angekauten Bleistifts tanzt vor des Mannes Gesicht herum. Endlich setzt er sich auf die Ecke der Ofenbank, streckt seine Beine weit in den Stubenboden hinaus, reibt sich den Rücken an den grünen Kacheln und sagt: „Du willst also noch diesen Abend eine Antwort. Die kann ich dir geben. Eindeutig und ohne Scharwenzel, so wie wir immer zusammen gesprochen haben. Und die heißt, jetzt gebe ich dir keinen einzigen Rappen mehr, nicht einen Franken und auch nicht eine Note, nichts.“

Der Sohn verändert nicht im geringsten sein freundliches Gesicht. Er rutscht nur ein wenig näher auf der Bank, stützt das Kinn in seine feingliederige Hand und sagt gelassen: „Darf ich dich wohl fragen, was du für Gründe hast zu diesem Beschluß?“

Der Mann am Ofen richtet sich wieder auf, mächtig steht er da, heißt nicht umsonst im Volksmund der große Lohrener, wirft sein Bleistift auf den Tisch, sucht in den Taschen nach Tabak und beginnt umständlich seine Pfeife zu stopfen. Das erste Zündholz bricht, das zweite wird von seinem Pusten ausgeblasen, das dritte endlich zaubert eine Rauchwolke vor seine strengen Züge. „Will ich dir sagen, Raimund“, beginnt er, „kannst du erfahren, sie sind wohldurchdacht. Du bist jetzt 32 Jahre alt, ich habe dir das teure Studium bezahlt, habe dich ins Ausland gehen lassen, habe dir die erste Zeit in der Stadt unter die Arme gegriffen. Du hast jetzt einen Monatsgehalt, mit dem man früher hier auf dem Land fast gar ein Jahr hat auskommen müssen. Wenn du dich selbständig machen willst, dann finanziere das selbst oder warte, bis du es kannst.“

Der Pfeifenrauch sticht dem Jungen in die Nase. Er greift nach Cigaretten, zieht gierig den Duft ein und sagt gelassen: „Du hast also kein Verständnis für meine Lage. Du bist doch ein rechtdenkender Mann, du kannst darum nicht dazu helfen, daß ich noch länger bei einem Anwalt arbeiten muß, der schiefe Verträge macht, den Gaunern hilft, das Recht verdreht um seine Kasse zu füllen. Das paßt nicht zu deiner sauberen und religiösen Gesinnung, das ist nicht recht.“

Jetzt nimmt der Vater einen Stuhl und setzt sich. Die ganze Tischlänge trennt sie. Darüber hinweg suchen sich die beiden Blikke. „Raimund, du hast recht. Ich will gerecht sein, und darum gebe ich dir keinen Rappen mehr. Ich habe noch andere Kinder, deine zwei Schwestern und dein Bruder haben auch ein Anrecht auf meinen Besitz. Ich habe Vertrauen zu dir, darum weiß ich, daß du dir selbst helfen kannst. Advokaten wissen immer einen Ausweg, das traue ich dir zu. Wenn du mich jetzt nicht verstehen willst, dann wirst du mich später begreifen, es ist mein letztes Wort.“

Raimund hält den scharfen Blick seines Vaters ruhig aus. Er ist sich gewohnt einem Gegner standzuhalten. Als junger Anwalt und Offizier weiß er, wie man sich in der Verteidigung zu verhalten hat. Er steht auf, streckt dem Vater die Hand entgegen, mühelos über den langen Tisch hin. Auch er ist hochgewachsen, wenn auch nicht so kräftig und breit. Dann sagt er: „Ich danke dir Va-

ter für das Vertrauen. Ich will mich trotzdem frei machen. Es wäre gewiß nur ein kurzfristiges Darlehen gewesen. Gut, ich werde einen andern Weg finden. Vielleicht komme ich in den nächsten Tagen noch einmal heim und frage dich um Rat.“ Kräftig nimmt der Vater die schlanke Hand in seine Pratze und meint: „Kannst du machen, aber davon gehe ich nicht ab, keinen Rappen mehr.“

„Schau Werni, die machen ein Denkmal“, ruft Trudi erstaunt aus der halboffenen Türe. Und hinter ihnen kommen noch das Brenili und der Walterli daher und wollen dem Großvater gute Nacht sagen. Das älteste Mädchen ist schon bald der Schule entwachsen, der kleine Walter ist kaum vier Jahre alt, zieht an einer Schnur ein Holzpferd hinter sich her und rennt mit flinken Beinen auf Onkel Raimund zu.

„Noch eine Schokolade“, ruft er und klammert sich an sein Bein. Seine Mutter erscheint auch auf der Bildfläche, hört die Bettelei und erlöst mit sicherer Hand den bedrängten Schwager. „Da sieht man“, sagt die hübsche junge Frau, „wenn unsereins nicht zum Rechten schaut, jetzt seid ihr gewiß schon zwei Stunden hier oben, redet und berichtet, bis euch die Zunge eintrocknet, und ist kein Glas und kein Tropfen auf dem Tisch.“

Fast schon im gleichen Augenblick hört man sie die Stiege hinab trappeln. Die Kinder benützen den Augenblick, um den Männern auf die Knie zu klettern und den Onkel aus der Stadt zu bitten, er solle ihnen schnell, schnell eine Geschichte erzählen.

So geschwind kann auch ein Advokat nicht eine lustige Erzählung aus dem Kopf hervorzaubern. Er kommt gar nicht recht zum Ueberlegen, denn alle vier plaudern wild durcheinander und kaum stehen Glas und Flasche auf dem Tisch, werden die Kinder energisch ins Bett kommandiert.

Nicht lange bleiben die Beiden allein. Bärbeli bringt Teller und Suppenschüssel, kalten Braten und feissen Käs, nimmt dem Vater die Pfeife aus dem Mund, räumt den Aschenbecher weg und gibt dem Bruder keck den Löffel in die Hand. „So jetzt wird gebetet und gegessen. Ihr könnt nachher wieder große Pläne schmieden und die Welt verbessern.“ Wie könnte man auch einer so selbstherrlichen und freundlichen Einladung widerstehen, zumal der Suppentopf bekömmliche Düfte aufsteigen läßt.

Bärbeli ist um passende Worte nie verlegen. Abwechslungsweise haut es dem Bruder eins ans Bein und macht dem Vater ein Kompliment, während seine munteren schwarzglänzenden Augen prüfend zu den beiden Gesichtern hinschauen. Es berichtet von der großen Sau, die sieben Junge geworfen hat, vom Kalb, das durch den Zaun ausgebrochen ist und das Drahtgeflecht des Hühnerstalls eingedrückt hat. Streicht sich die wilden Lockenhaare aus der Stirne und tut so, als ob alsobald ein einträchtigliches Fest beginnen könnte. Vater und Sohn können nicht gleichgültig und wortlos bei dem munteren Geplauder sitzen. Bärbeli schenkt jedes Glas nach zwei Schlücken wieder voll und rühmt, was es selber aufgetragen hat.

Kaum ist aber der Hunger gestillt und bleiben die Hände müßig auf dem Tisch, werden die Züge im frischen Mädchengesicht ernst und es frägt: „So Vater, bist du mit Raimunds Plan einverstanden? Willst du ihm helfen?“

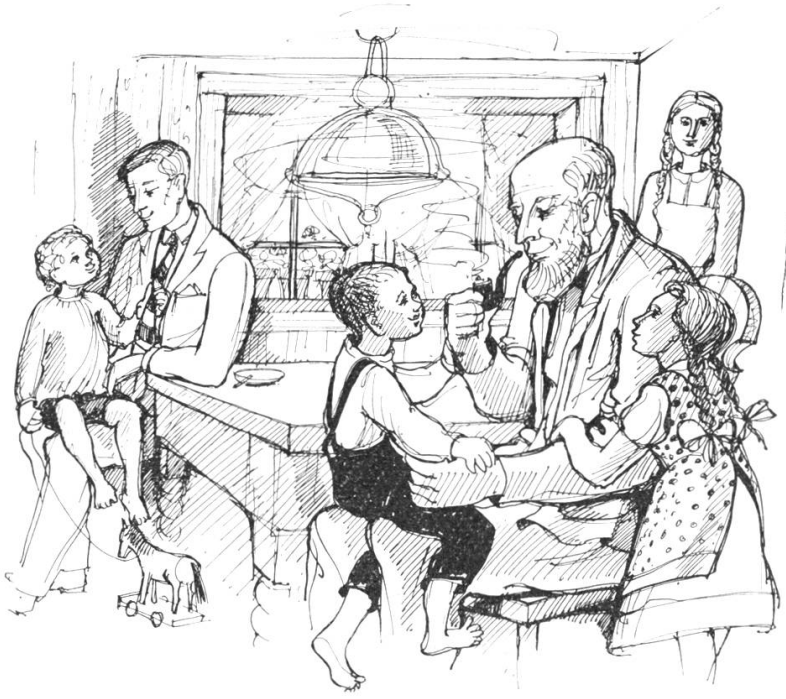
Der Vater kaut am letzten Bissen, den er schon vor einiger Zeit hinuntergeschluckt hat. Es scheint fast so, als ob ihm diese Antwort noch schwerer falle als vorher. Mit einem Ruck hebt er seinen Kopf auf, schaut seiner lieben Tochter fest ins Gesicht und sagt: „Nein“. Einige Augenblicke lang liegt eine starre Stille zwischen ihnen, nur eine Fliege summt und das Ticken der Uhr wird auffällig laut. Dann huscht ein mildes, zartes Lächeln über das glatte, schmale Mädchengesicht, der Mund verzieht sich zu einem leisen Schmollen zu der Frage: „Vater, endgültig, ein hartes Nein?“

Raimund verfolgt mit Spannung dieses gefährliche Spiel. Sieht, wie Bärbeli vom Hals her röter wird und doch in Blick und Ton lieb bleibt. Schaut zum Vater hin, der den Blick aushält, aber langsam die Finger zur Faust krümmt. Nun gleitet Bärbelis Hand langsam zu dieser Faust hinüber, legt sich mild darauf und mit seiner wohlklingenden, liebenswerten Stimme sagt das Mädchen: „Du wirst deine Gründe haben, Vater, du hast immer recht. Aber dann wirst auch

du mir nicht verbieten, wenn ich dem Raimund helfe."

Aus des Mannes rauhen Bartstoppeln bricht nun ein heiteres Lächeln hervor, glücklich über diese unerwartete Wendung des Gesprächs meint er: „So viel, du willst, wie kannst du schon. Wie stellst du dir das vor?"

Bärbeli zupft sich an Mieder und Goldkettchen, setzt sich auf der Bank recht bequem, lehnt sich an die Wand und entwickelt seinen Plan. „Also gut, Raimund will nicht länger für den Halsabschneider arbeiten, das ist nur recht und gut. Ich würde das auch nicht aushalten und nicht auf mein Gewissen laden. Er will eine eigene Anwaltspraxis eröffnen in der Stadt, muß mit dem Geld haushalten, das er sich erspart hat, das ist zu wenig. Du, Vater hast mir eine gute Ausbildung bezahlt, ich will sie auch gebrauchen. — Ich werde dem Raimund eine Sekretärin ersparen und für ihn arbeiten, so kann er für den Anfang vielleicht durchkommen. Alle einverstanden?" — —



Die Kinder kletterten den beiden Männern auf die Knie.

Beide wollen ihm ins Wort fallen. „Still", kommandiert Bärbeli, „der Werni kommt! Szenenwechsel!" Schon sind die behäbigen Schritte des ältesten Sohnes auf dem Gang zu hören. Bärbeli greift in die Tischschublade, nimmt die Karten hervor und sagt seelenruhig zum Eintretenden: „Lieber Bruder, du kommst wie gewünscht. Raimund möchte wieder einmal mit uns jassen, machst du mit". Und schon fliegen die Karten aus den behenden Fingern auf den Tisch.

„Halt, halt, zuerst ablüpfen, wer zusammenkommt", reklamiert Werni, setzt sich und greift nach dem Spiel. Und so finden sich die Vier bald in ein einträchtiges Kartenspiel verstrickt, Bärbeli sorgt für Stimmung und für Nachschub in der Flasche. Strich um Strich reiht sich auf der Tafel. Und die Stunden glätten, was eben noch rauh und uneben war.

Der große Mann beim Kartoffelschälen.

Am frühen Morgen, die Herbstnacht lag noch dunkel über dem Tal, klopfte Raimund an Bärbelis Zimmertüre, klopfte mit dem Finger, mit der Faust, drückte auf das Schloß. Aus der Bettecke vernahm er die ruhigen Atemzüge des Mädchens. „Bärbeli, Bärbeli", flüsterte er. Die Zugluft schlug das Fenster zu, und bald hob sich der verschlafene Kopf. „Bärbeli, kann ich dein Velo nehmen, ich will auf den ersten Zug." „Nimm nur, nimm was du willst und laß mich schlafen", tönte es aus den Kissen, in die schon wieder der Kopf zurückgesunken war. „Bärbeli, ich dank dir noch für die Hilfe, die du mir gestern versprochen hast." — Raimund konnte nicht wissen, ob seine liebe Schwester die letzten Worte noch gehört habe, er eilte die Stiege hinunter, suchte auf dem Vorplatz das Fahrrad. Im Stall war schon Licht. Raimund ging hinüber, nahm Abschied von seinem Bruder und fuhr den Weg hinunter, an der Sägerei vorbei, ein gutes Stück weit noch dem Bach nach im eigenen Land und dann auf die breite Straße und in den Wald.

Nach und nach leuchtete da und dort auf dem großen Gehöft Licht auf. Zuerst in der Küche, dann in Vaters Kammer. Beim ersten Morgengrauen wurde es im Sägewerk hell, im Roßstall und im Bubenzimmer. Der große Lohrener kam die Stiege hinunter, trat vor die Haustüre, besah sich den Himmel, den Tau, warf einen Blick zur Sagi hinunter

und ging dann breitſpurig und gemächlich in die Scheune hinüber. Wie ein Feldherr, der einen Lagerplatz inſpiziert, betrachtete er ein Seil, das die Nacht über am Zaun hängen geblieben war, das Spielzeug vor dem Tenn, eine Puppe auf dem Bretterſtappel, eine Mähmaſchine, die nicht ganz unter Dach geſtellt war, nahm den Milcheimer vom Geſtell und verſchwand in der Gadentüre.

Seit zwei Jahren, nach dem mühſamen Sterben ſeiner Frau, hatte er das Heimen und den bäuerlichen Betrieb ſeinem Sohn Werner übergeben, benützte aber jeden Anlaß, um ihm behilflich zu ſein. Er hatte ihm zugleich auch das ebenerdige Stockwerk im großen Haus überlaſſen und iſt ſelber in die obere Wohnung hinauf gezogen. Dort hauſte er zuſammen mit Bärbeli in den großen Zimmern, das eine als Büro eingerichtet, den Wänden nach Schäfte mit Büchern, Zeitſchriften und Zeitungen in wilder Unordnung. Nur er allein fand ſich in dieſem Wirrwarr zurecht, konnte aber mit einem Griff jeden Ausſchnitt oder Artikel finden, den er für ſeine Arbeiten brauchte.

Schon in jungen Jahren war er ein gefürchteter Bauernpolitiker geweſen. Hatte zwar nie lange das ſelbe Amt behalten, war raſch durch die Leiter hinauf geſtiegen. Seitdem er Witwer geworden, hatte er viele ſeiner öffentlichen Verpflichtungen aufgegeben, nur ſeinen Sitz im Gericht behielt er. Junge und ergraute Häupter fanden den Weg zu ihm und ſchätzten ſeinen Rat, und wenn ſich eine Lage gefährlich entwickelte, dann brachten oft des großen Lohreners ſcharf und kantig geſchriebene Artikel im Lokalblatt und in der Tagespreſſe den richtigen und rettenden Gedanken. Seinen breiten Schädel, die hellen Augen unter den buſchigen Brauen, die wuchtigen Schultern, konnte man nicht leicht von einem Verhandlungstiſch wegblaſen. Er war in jeder Beziehung eine mächtige Säule ſeiner Partei.

Sein Reichtum, das fruchtbare Heimen und das Sägewerk, bildeten einen beachtlichen Hintergrund für ſein Anſehen. Die Korporation und die Waldbeſitzer ſchätzten die nahegelegene Säge und ſeine kluge Art im Holzhandel. Er hatte die Gewohnheit bei Verhandlungen und heftigen Diskuſſionen ſchweigend und geduldig zuzuhören und erſt im kritiſchen Augenblick ſeinen Trumpf auszuſpielen. Bei ſolchen Gelegenheiten ſtand oder ſaß er mit einem Halm zwiſchen den Zähnen oder mit ſeiner meiſt erkalteten Pfeife dabei, ſchaute ſich vergnügt die Köpfe an. Niemand konnte vermuten, wie rege ſein Geiſt hinter der breiten, hohen Stirne beteiligt war.

Mit ſo einem, ſcheinbar gleichgültigen Blick ging er an dieſem Vormittag durch Haus und Stall und Sagi, ſprach kein Wort, kehrte zu ſeinen Schreibarbeiten zurück, tauchte wieder unten in der Küche auf, dann bei den Schweinen. Und wo er ſeine Tochter Bärbeli erblickte, mußte er gewahren, daß es innerhalb von wenigen Augenblicken mit irgend einer Ausrede eiligſt verſchwand. Er wollte aber ſeine Fragen und Vermutungen nicht den ganzen Tag herumſchlagen, mußte alſo aus ſeiner Verſchloſſenheit heraustreten und ſelber mit Reden anfangen.

Bärbeli wuſch in der Küche Kartoffeln. Er trat nahe herzu, griff nach der Seife und ließ den kalten Strahl lange über ſeine Hände fließen. „Wie meinteſt du das geſtern, Bärbeli?“, frug er endlich. Beide mit Waſchen eifrig beſchäftigt, eng beieinander am Trog ſtehend, verwandten keinen Blick von ihren Händen. „Genau ſo, wie ich es geſagt habe“, gab das Mädchen Beſcheid. Und da er lange weiter ſeine ſauberen Hände badete, fuhr es fort: „Das habe ich wahrſcheinlich von dir geerbt, lieber Vater, ich laſſe mir ſo eine Sache im Kopf umhergehen, und wenn ich dann den Weg ſehe und das Ziel, dann ziehe ich die groben Schuhe an und gehe drauf los.“ Umſtändlich ſchleuderte er das Waſſer von ſeinen Händen, ſpritzte weit herum, griff zum Handtuch und ſagte trocken: „An und für ſich ein guter Grundſatz. Nur möchte ich wiſſen, was du jetzt in dieſem Fall für einen Weg ſiehſt und was für Mittel du wählſt.“

Das Mädchen ſchaute nicht auf, es wußte wohl, wie ſcharf es nun vom Vater beobachtet wurde, der neben ihm das Handtuch malträtierte. Mit ruhiger Stimme aber ſehr beſtimmt ſagte es: „Du willſt alſo dem Raimund nicht mit Geld helfen, daß er ſein eigenes Anwaltsbüro aufmachen kann. Helfen

muß man ihm. Er geht ſonſt zugrunde bei dem Erzſchelm. Alſo helfe ich ihm auf meine Art. Ich gehe in die Stadt, ſobald er ſein Büro beziehen kann."

Nun war es aber an der Zeit, daß der Lohrener etwas zwiſchen die Zähne bekam. Er ſuchte in den Taſchen, im Buffet, im Büro ſeine Pfeife, kam zurück und fing wieder an: „Und mich willſt du hier allein laſſen. Dem Raimund willſt du helfen und mir nicht. Eine merkwürdige, wahrſcheinlich eine moderne Moral." Nun ließ Bärbeli ſeine Kartoffeln liegen, trat nahe zu ihm hin, ſchaute ihn offen an und ſagte: „Lieber Vater, wir wollen kein Trauerſpiel aufführen. Dir fällt es leicht, deinem Sohn mit einigen tauſend Franken ſeinen Aufſtieg zu ermöglichen. Es iſt ſchwer für einen Bauernbub in der Stadt Rechtsanwalt zu ſein und zu Anſehen zu kommen. Du willſt aber nicht." Des Vaters Augenlider ſchloſſen ſich bis auf einen ſchmalen Spalt. „Ich will nicht, daß er ein Lump wird. Es gibt genug Söhne reicher Leute, die nichts taugen!" Beſorgt und verbittert klangen dieſe Worte. „Und ich glaube, wenn er noch länger in dieſer Lügenbude bleiben muß, wird er ein Lump", ſagte Bärbeli, „ich kann nicht mehr länger hier herumſitzen und Angſt haben um ihn. Wenn du ihm hilfſt, Vater, dann bleibe ich."

Der Vater ſchaute lange ernſt auf ſeine Tochter, deren dunkle Augen blitzten und die mit offnem Mund und wild klopfendem Herzen daſtand, auf ſein Bärbeli, das ihm ſeit dem Tod der lieben Frau ſo tapfer beigeſtanden und mit ſolcher Hingabe gedient hatte. Er las die ernſte Entſchloſſenheit in ſeinem erregten Geſicht und ſah wie leid es ihm tat, ſo zu reden. Dann ging er ohne ein Wort hinaus.

Im erſten Stock wurden neue Vorhänge montiert, Möbel aufgeſtellt, Akten und Bücher eingereiht.

Wie die Großſtadt lockt.

In der Altſtadt, im erſten Stock eines guten Geſchäftshauſes, wurden neue Vorhänge montiert, neue Möbel aufgeſtellt, Akten und Bücher eingereiht, kaum waren die Maler und Tapezierer weggegangen. Raimund ſchleppte Kiſten und Kaſten. Bärbeli hantierte mit Beſen und Blocher. In die Mitte des größten Raumes ſtellten ſie das mächtige Pult, die ſchönen Polſterſeſſel, den Drehſtuhl und hängten das ſtaatliche Diplom des jungen Rechtsgelehrten auf. — „Herr Doktor, darf ich ihnen die erſten Klienten vorführen", höhnte Bärbeli, „das mache ich dann ſo: Bitte treten Sie näher mein Herr, der Herr Rechtsanwalt iſt zwar augenblicklich ſehr beſchäftigt, aber ich will ſehen, was ſich für Sie machen läßt! Dann zwinkere ich ihm mit dem rechten Auge zu, während ich mit dem linken die ſtandesgemäße Würde bewahre."

„Spotte nicht", warnte Raimund, „es wird lange genug dauern, bis du ein ſolches Theater aufführen kannſt." Und tatſächlich, in ſeinen zerknitterten Hoſen, den Kragen offen, die Hemdärmel aufgeſtülpt, ſah Raimund nicht eben vertrauenserweckend aus. „Dann eſſen wir Käs und Brot und ſchlafen auf den Pulten. Der Vater hat einen rieſigen Mocken Sprienz geſchickt für unſere Küche. Mit dem können wir es lange aushalten", lachte Bärbeli, „und überhaupt, jetzt können wir noch gar keinen Klientenanſturm brauchen. Zuerſt muß ich mich in den neuen Beruf als Sekretärin und Emp-

fangsdame einleben, muß Fachausdrücke büffeln und mir elegante städtische Kleider beschaffen."

Aber alles ging viel schneller, als sie es je zu träumen wagten. Raimund war durch seine bisherige Tätigkeit in weiten Kreisen bekannt geworden und machte mit Bärbeli Besuche. Ein junger, hübsch aussehender Doktor ist in gar vielen Kreisen gern gesehen und wenn er solid und ledig ist, bildet er bald einen interessanten Gesprächstoff in Familien mit heranwachsenden Töchtern. Er bekommt Einladungen und Theaterbillets, kann schwärmerische Blicke und mütterliche Zuneigungen entgegennehmen. Und mit diesen kommen auch die Väter mit ihren Mappen und Anliegen die Stiege hinauf und vor das große Pult.

Allerdings von einem heftigen Andrang, konnte die erste Zeit nicht die Rede sein. Bärbeli saß halbe Tage lang vor der leeren Schreibmaschine, las Zeitungsausschnitte und Fachbücher, beschäftigte sich mit Handarbeiten, nahm die Schulbücher von der Mittelschule und vom welschen Seminar zur Hand und polierte seine Bildung auf Hochglanz. Dann entdeckte es, daß man in der Stadt auch abends Kurse und Schulen besuchen kann. Und von da an führte es ein Doppelleben. Tagsüber dienstfertige Vertrauensperson, abends Studentin und dann und wann auch nachts ein fröhliches Beisammensein bei Becher und Glas mit Raimunds Freunden und Kollegen.

Eine Gruppe Studentinnen hatten sich zu einem sozialen Kreis zusammengeschlossen. Sie förderten Werke der Caritas und der Pfarreien. Mit Ernst und Frohmut widmeten sie sich Aufgaben echt christlicher Gesinnung.

Und wie gesagt, es ging viel schneller, auch in den Angelegenheiten des Herzens. In der Abendschule dozierte ein junger Professor mit viel Geist und einem modernen schwarzen Schnäuzli unter der spitzen Nase. Er war schlank und stets gut gekleidet, sprach prachtvolles Bühnendeutsch mit interessantem Bündnerakzent und konnte die Schülerinnen für Napoleon, Ignatius, Caesar und sogar für sich begeistern. Bärbeli genoß seine Vorträge mit strahlenden Augen und offenem Mund, verfolgte jede seiner erklärenden Handbewegungen bewundernd, und wenn sein Blick sich länger zu ihm, statt anderswo hin wandte, empfand es eine niegekannte Glückseligkeit. Vor und nach den Kursen ihm zu begegnen, sogar außerhalb der Schulräume mit ihm zu sprechen, war der Traum schlafloser Nächte und eine beglückende Süssigkeit für den versonnenen Heimweg.

Raimund durfte als Vertrauter bei den spärlichen Mahlzeiten die zartesten Verherrlichungen dieses Professors Peterhans als Dessert genießen, lange Darlegungen seiner eigenartigen Auffassungen anhören und über alle Einzelheiten aus seinem Leben und seinen Lehren Bescheid erfahren. Von seiner Jugend her und aus seiner beruflichen Tätigkeit gewohnt, geduldig zuzuhören, gewann er Einblick in eine schwärmerische Verliebtheit, die er seiner intelligenten und zielbewußten Schwester nie zugetraut hätte. Heimlich lächelnd, nahm er ihre bejubelten Erfolge und tränenschweren Tiefpunkte scheinbar ernst, um weiterhin der vertraute Mitwisser zu sein und dann eingreifen zu können, wenn Gefahr drohen würde.

Die Stadt nahm also Bärbeli in vielfältiger Art gefangen. Es genoß die prickelnde und schillernde Luft in vollen Zügen. Bisher hatte es nur die Enge des heimatlichen Tales oder der Internatsschulen erlebt. Seine Freude am Studieren, die durch den Tod der Mutter jäh gelähmt wurde, konnte sich nun endlich in Freiheit entfalten. Bärbeli ließ sich zu einer modischen Frisur überreden. Und wenn Professor Peterhans den Wunsch ausgesprochen hätte, dann wäre es auch mit bunt karierten, enganschließenden Hosen in die Abendschule gegangen. Von Kolleginnen und aus Modezeitschriften lernte es Chick und Trippelschritt, im Theater und bei Einladungen feines Benehmen, und weil es eine rasche und exakte Beobachtungsgabe besaß, gelang es ihm in kurzer Zeit, die ländlichen Eigenarten abzustreifen.

Auf der anderen Seite blieb das Herz im feinen Streifenanzug auch nicht ganz unbeteiligt. Professor Peterhans hatte Menschen- und Seelenkunde studiert. Er konnte wohl ermessen, was für ein wertvolles Leben vor ihm aufblühte, wie Bärbelis Geist wissenshungrig und bildungsfähig sei. Und auch

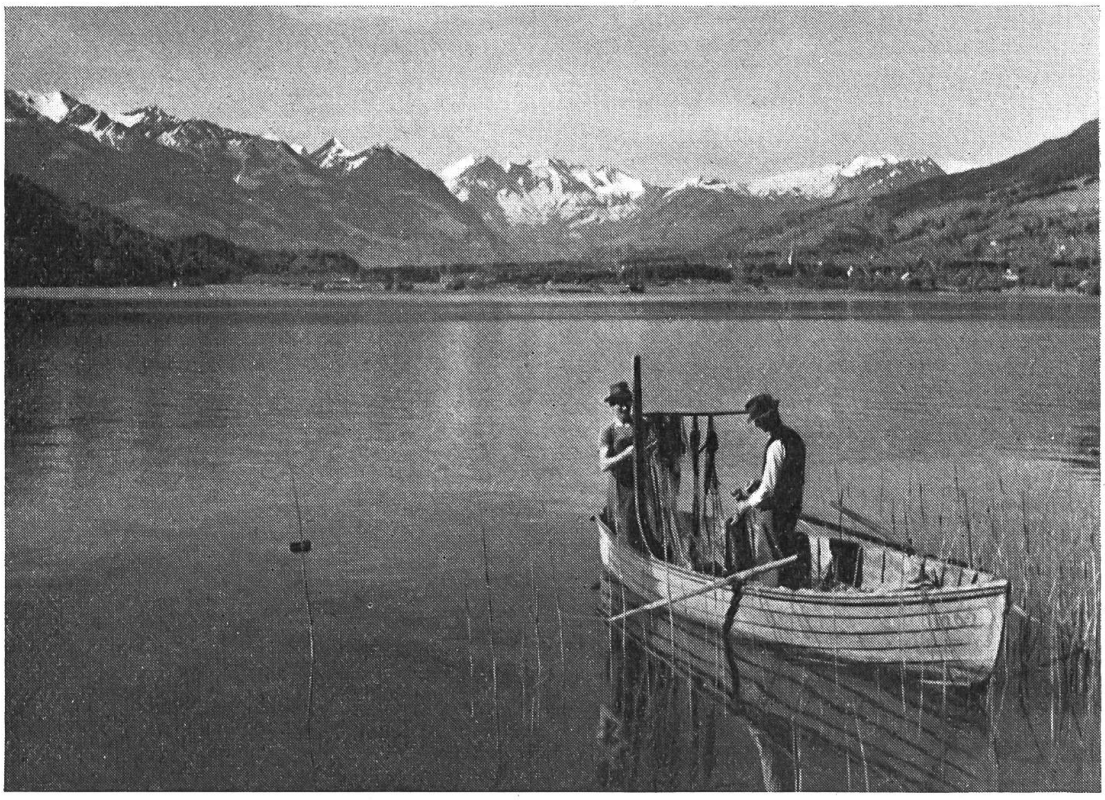
ohne langes Studium, wäre ihm in die Augen gesprungen, mit welcher Verehrung diese hübsche, junge Tochter zu ihm aufschaute.

Die Eitelkeit der Männer zeigt sich nicht nur im feinen Gewebe ihrer Cravatten, sie tritt auch zu Tage, wenn der Glanz ihrer Persönlichkeit sich in bewundernden Mädchenaugen spiegelt. Um das Feuerlein zu schüren und sich an den züngelnden Flammen zu erwärmen, schlug er Bärbeli, die sich nun Barbara nannte, einen gemeinsamen Theaterbesuch vor, einen Spaziergang bis zum Waldrand und eine Bootsfahrt auf dem See. Das moderne Theaterstück war für Barbara ungenießbar, der Weg dem Wald entlang keineswegs passend zu seinen engen, dünnsohligen Schuhen und das Wetter auf dem See neblig und kalt. Trotz bleichen Wangen und schlechter Luft im Theaterraume, trotz wehen Füßen und heftigem Hustenreiz, überstieg das Glück alle Grenzen und Höhen. Sieben Himmel sind zu klein, um diese Hochgefühle alle zu fassen.

Wie der Vater in den leuchtenden Augen lesen kann.

Ueber das Wochenende fuhr Bärbeli heim ins Mühletal zum Vater. Er meckerte zwar grimmig wegen der neuen Frisur, betrachtete lange und kritisch die Spangenschuhe mit den hohen Absätzen, wunderte sich über die neuen Kleider und erkundigte sich, woher das Geld für so kostbaren Staat herkäme. Bärbeli gab ihm offen Auskunft. Raimund verdiene schon ganz nett, und als seine Empfangsdame müsse es auf ein gepflegtes Äußeres Wert legen. Daraufhin kam jedoch Bärbeli lieber mit den alten Kleidern heim und mit den Schuhen, die besser auf die rauhen Wege im Mühletal paßten.

Der Vater ließ sich nichts anmerken, wie er sich auf die wöchentliche Heimkunft freute, wie lange er am Fenster stand und auf die Straße schaute, jedesmal wenn die Zeit der Ankunft näher rückte. Er sagte, er sei gut versorgt, er esse jetzt unten in der Küche und



Fischer auf dem Sarnersee
Foto J. Brühwiler Hergiswil

sei ganz zufrieden wieder mit den Großkindern jung zu werden. Werner habe keinen Knecht bekommen und nun eine Magd gedingt, Anna-Marie. Am ersten Tag ihrer Ankunft wurde sie Bärbeli vorgestellt, groß, kräftig, mit einem fremdländischen Gesicht und mit einer tiefen Traurigkeit in den Zügen.

Am ersten Tag flohen die Kinder vor Anna-Marie, gehorchten ihr aber mit Respekt. Sie sprach wenig, ließ sich alles zeigen und erklären. Am Sonntag schon hantierte sie sicher und selbstverständlich im Haus und am Herd. Man wußte eigentlich nicht so recht, wo sie herkam. Zeugnisse zeigte sie keine, auf Fragen gab sie nur undurchsichtig und einsilbig Antwort. Aber die Arbeit nahm sie hurtig und geschickt an die Hand, wo sie solche fand. Auch mit Vieh und Pferd wußte sie umzugehen. Trudi half ihr bald gerne beim Rüsten und Hirten und den kleinen Walter setzte sie kurzerhand aufs Roß, wenn sie mit dem Wagen aufs Feld fuhr.

Der Winter brachte Schnee und vereiste Straßen, kalte Winde, die tagelang vom Norden daherbrausten und den Schnee mannshoch zu Haufen trieb. Bärbeli war glücklich zu wissen, daß der Vater gut versorgt sei und daß nun eine tüchtige Magd dem Haushalt beistand. So gut konnte nun der Vater seine Vereinsamung auch nicht verbergen, daß Bärbeli nicht merkte, wie sehr er auf den Samstagabend und den Sonntag plangte. Aber wegen Anna-Marie fiel es ihm leichter, dem Vater beizubringen, es sei bei diesen winterlichen Wegen und der frühen Dunkelheit doch etwas beschwerlich, so spät heimzukommen und auch wegzufahren. „Werni kann dich doch mit dem Jeep abholen und bis zur Bahn bringen", schlug der Vater vor. Es liege nicht nur an dem, sagte das Mädchen zögernd, es seien noch andere Gründe vorhanden. Die jungen Studenten und Akademiker in der Stadt seien übereingekommen, eine große Aktion zugunsten fremder Flüchtlingskinder zu unternehmen.

Zwischen Suppe und Rippli schilderte Bärbeli die idealen Beweggründe für die geplante Werbung und Sammlung. Ein Budenfest auf dem Lindenberg inmitten der Stadt, Konzert und Kabarett, Werbewagen mit Plakaten und noch viel Anderes sei beschlossen. Es habe versprochen mitzuhelfen. Sogar Professoren ihrer Schule seien dabei. Alles was bei den jungen Studierten Rang und Name habe, stelle die Freizeit zur Verfügung. Und wenn ja nun die Anna-Marie, wie er sage, so gut für ihn sorge, könne es doch gewiß eher dann und wann über Sonntag in der Stadt bleiben.

Der große Lohrener saß mäuschenstill am Tisch, Gabel und Messer hatte er schon lange hingelegt. Er schaute traurig und forschend in das Gesicht der Erzählerin. Ihn nahm wunder, was wohl dieses liebe Kind so sehr begeistern, warum ihm dieser Rummel plötzlich so viel bedeuten könne. Er hörte zu, bis die letzten Sätze verklungen, die verlegenen Erklärungen wiederholt und ausgewalzt waren. „Das habe ich kommen sehen, Bärbeli, schon am ersten Tag, habe ich das befürchtet. Je nun, du mußt selber schauen, wie du aus diesem Netz wieder frei wirst. Ich habe keine Gewalt mehr über dich. Und wenn ich sie noch hätte, ich glaube, jetzt würde ich sie nicht gebrauchen."

Mit keinem Wort hatte Bärbeli von Professor Peterhans gesprochen, nicht ein winziges Leuchten durchschimmern lassen. Trotzdem ahnte der Vater, daß ein junger Mann hinter all dem stand. Ein Mann der imstande sein könnte, alle alte Liebe auszulöschen und neue, hitzigere zu entfalten. Langsam erhob er sich, ging zu seinem Mädchen hin, das unbewußt aufstand, nahm seinen Kopf in beide Hände und sagte: „Bist ein lieber Kerl, Bärbeli, hast immer mein ganzes Herz besessen. Wenn es dir schlecht geht, dann leide ich mehr als du. Aber komm dann rechtzeitig zu mir, bevor es zu spät ist, Liebes." Das Mädchen lehnte sich an den mächtigen Mann, verbarg sein Gesicht an seiner Brust und wußte nicht warum es unaufhaltsam weinen mußte.

Der Hahn im Korb.

In der Stadt ist der Winter nicht zu fürchten, die wenigen Tage mit Schnee und Pflutsch auf den Straßen, verlangen keine Strapazen. Jedoch ist das gesellschaftliche Leben reger, Theater und Konzerte bieten

prachtvolle Programme. Aber dafür hatte Bärbeli wenig Zeit. In Kellern und Magazinen wurden Plakate gemalt, Druckschriften verpackt, Briefe adressiert, gesungen, geprobt, gespielt. Es ist zum Staunen, wie viele künstlerische und praktische Talente sich zeigen, wenn junge Leute eine Aufgabe in Angriff nehmen. Eine Medizinstudentin bezauberte mit ihrer Stimme alle jungen Herren. Ein Lehrer malte Kostüme aller Nationen, mit drei, vier Farben und einem Pinsel bannte er eine mexikanische Tänzerin auf die Papierbahnen, Eskimos, Napolitaner und Kirgisen, mit Tampurin, Kriegsbeil, Friedenspfeife und Waffen. Studenten zimmerten kunstgerecht Hüttenwände und Verkaufsstände. Bis in die Nacht hinein wurde oft gehämmert und gehauen. Andere wieder verfaßten Sonnette und Gedichte, Aufrufe und Chansons. Professor Peterhans zum Beispiel, wendete sich den sprachlichen Aufgaben zu. — Nur selten kam er zu den „Handwerkern" und dann nur um ihnen seine neueste Schöpfung vorzulesen, eine zündende Brandrede oder einen wohlklingenden Spruch, der den Besuchern des Frühlingsfestes auf dem Lindenberg die Herzen und Geldbeutel öffnen sollte. Gönnerhaft und gnädig erkundigte er sich nach dem Fortschreiten der kunstgewerblichen Arbeiten, der Kostüme und Bildstickereien, blieb aber jedesmal längere Zeit bei Barbaras Arbeitsplatz stehen, bewunderte mit Reserve die gediegene Farbenwahl, die sorgfältige Arbeit und die flinken Fingerchen.

Jedes wohlklingende Wort aus seinem Munde nahm Bärbeli wie Balsam in sich auf. Und wenn sich ihre Blicke begegneten und er seine hintergründigen Lichter spielen ließ, dann wurde die Arbeit zur Lust, und jede Müdigkeit verflog. Ein ehemaliger Student der Handelshochschule zeichnete sich durch besonderes Geschick aus, schwierige Konstruktionen einfach zu meistern. Im Magazin neben den Kunstgewerblerinnen, hämmerten und nagelten die Bauleute für die Propagandawagen. Dort wurde immer wieder nach ihm gerufen; Gottlieb komm, Gottlieb zeig, Gottlieb mach! Bärbeli sagte einmal zu seiner Nachbarin: „Unser Werken muß ja Gott lieb sein, wenn der Gottlieb alles macht."

s'Finili us um Uirnerland
Foto Leonard von Matt

Viele tausend Werbeschreiben wurden auf Karren zur Post gefahren, Plakate in den Schaufenstern warben für das Frühlingsfest, Musikanten auf bunt bemalten und verzierten Wagen zogen durch die Stadt. Ausrufer mit Lautstärkern verkündeten die Not der tibetanischen Kinder in zündenden Reimen. Wegweiser „Zum Lindenbergfest" standen zu hunderten an den Häuserecken, kunstvoll und auffällig bemalt. Kostümierte Gruppen durchzogen die Gassen mit Plakaten. Die ganze Stadt sprach von den jungen Helfern für die Not der flüchtigen Tibetanerkinder.

Das Fest begann am Nachmittag. Eine bunte Budenstadt hatte sich unter die alten Linden hingekuschelt. Genüsse aller Arten wurden angeboten. Ohr und Auge, Herz und Mund konnte sich da erlaben und erquicken. Drei Podiums für musikalische und theatralische Darbietungen standen bereit. Aus allen Winkeln, durch alle Gassen strömte das Volk heran.

Raimund saß in einem Schilderhäuschen als Kassier und kämpfte mit dem Andrang und dem Kleingeld. Bärbeli bediente im Würstlistand keck eingekleidet in das Kostüm einer Zunftdame zu Metzgeren, sein anmutiges Gesichtlein lugte munter aus dem breiten Rahmen des roten Kragens hervor. „Feine Würstli, links und rechts gebraten, direkt vom Grill", rief es der Menge zu. Gottlieb sorgte für den Nachschub. Eine Seilbahn brachte die Bierkisten, die Früchte und Speisen direkt von den Lastwagen auf den Platz. Kinderparadies und Märchenland wurden von Müttern umlagert. Das Festpostamt versandte Kartengrüße mit Spezialmarken in alle Stadtteile. Pfadfinder als Briefträger, vermittelten Liebesbriefe mit Treueschwüren. Mädchen in der Tracht von Krankenschwestern verkauften Verbandszeug und Riechfläschchen. Weingrotte, Kaffeehaus, Bierschwemme und Likörbar drohten unter dem Andrang zu ersticken. Ein herrlich warmer Frühlingstag wölbte sein blaues Zelt über dem gelungenen Fest.

Mild und freundlich kam der Abend angeschlichen, streiften die Blicke über die hunderttausend Lichter, die von den Straßen und Häusern zum Lindenberg hinauf blinkten. Froh und festlich vereinte die Nacht all die Besucher, die von Stand zu Stand, von Zelt zu Zelt wanderten. Frohe Gesänge, feurige Lieder, gellende Rufe stiegen in den Blätterwald der hohen Bäume und weiter noch in das Dunkel hinan.

„Fräulein Barbara, Sie sind die Schönste", rief Professor Peterhans, kam mit einer Schülerin am Arm und dem Hut an den Hinterkopf geschoben, auf den Würstlistand zu, „Sie leuchten wie eine Rose und duften nach Leckerbissen, eine köstliche Ergänzung verschiedenster Genüsse. Darf ich ein wenig an ihnen knappern?" Lächelnd streckte ihm Bärbeli eine Bauernbratwurst entgegen. „Herr Professor, Spezial-Bratwurst für sie. Unter notariellem Beistand auf dem Bauernhof hergestellt, mit indischem Gewürz gepfeffert, auf Holzkohle gebraten, dreimal eigenhändig gewendet. Spezialpreis für akademisch Gebildete nur zwei Franken achzig! Mit Messer und Gabel zwanzig Rappen Zuschlag!" Der Herr Professor aber, um sich die Finger nicht zu beschmutzen, wünschte sich heiße Frankfurterli ,stopfte sich und seiner Dame am Arm abwechslungsweise kleine Bissen in den Mund. „Bitte Platz für die nächsten Herrschaften", rief Bärbeli, „Theatervorstellungen finden auf dem Podium statt. Luganerli, direkt aus der Wursterei Pompej an der Via Nassa." Und schon kam Gottlieb mit einem Korb Nachschub daher. Bärbelis Küchenchef und seine Gehilfin griffen eiligst zu, hoben den schweren, langen Fleischkorb in den Stand. „Eine Sekunde vor Ausverkauf, kommt die Rettung!" Der Inhalt wurde rasch auf die Regale geordnet. „Darf ich bitten, Herr Professor etwas nach links oder rechts wegzutreten, damit wir die hungrige Menschheit bedienen können." In diesem Augenblick flog der leere Korb aus dem Stand vor Gottliebs Füße und hinter Professor Peterhans's fein gewichste Absätze. Ein Straucheln, ein verzweifeltes Greifen feingliederiger Hände in die Luft, und schon lag Herr Doktor im Metzgerkorb. Gottlieb zog den Zappelnden über den Platz und rief: „Bündnerfleisch am Stück, fein gesalzen, 100 Gramm 2 Franken, wird auf Wunsch an der Luft gedörrt."

Im ersten Augenblick erschrack Bärbeli, den verehrten Gelehrten von den wild um sich schlagenden Schuhsohlen her zu sehen. Seine Begleiterin rettete den Hut, streckte ihm die Hand entgegen, um ihn aus der lächerlichen Lage zu befreien, eilte dem fortgerissenen Korb nach. Aber schon griffen kräftige junge Hände zu, hoben die laut schreiende Last über ihre Köpfe und trugen singend ihre Eroberung zum Podium.

Die Blasmusik unterbrach ihr Spiel und wechselte in einen Trauermarsch hinüber, unter dessen feierlichen Klängen endlich der Herr Professor wieder seine aufrechte Gestalt annehmen konnte. Wie ein Bienenschwarm liefen die Leute zusammen, fanden die Szene überaus amüsierlich, lachten aus voller Kehle, mit einer einzigen Ausnahme. Herr Professor empfand die Gefährdung seiner Würde als persönliche Beleidigung. In seinem Kopf gesellte sich, zu dem bereits vorhandenen Alkohol, ein wilder Zorn. Er griff dem Uebeltäter Gottlieb an die Kravatte und servierte ihm eine echt bündnerische Ohrfeige, zum

Zeichen, daß er noch nicht luftgedörrt ſei. Gottlieb bedankte ſich hierfür keineswegs, ſondern packte ſeinen Angreifer kurzerhand wieder in den Korb. Zum großen Jubel aller Zuſchauer. „Bringt ihn in die Wurſterei", rief der Trompeter, „ſerviert ihn als Salſiz!"

Herzkäfer mit drei Punkten.

Auch im Würſtliſtand blieb ein Geſicht ernſt, trotz dem Rufen, Schreien und Lachen ringsum. In der Linken ein Papierteller mit Wienerli, in der Rechten den Bratſpieß, ſtand Bärbeli mit offenem Munde da, vergaß zu ſervieren und zu kaſſieren. Es ſah den Korb mit dem heraushängenden Bein über den Köpfen verſchwinden, ſah eine große Meute jubelnder Schreier nacheilen und hatte Angſt. Er war ſo blitzſchnell wieder im Korb verſchwunden, ob er nicht unglücklich gefallen iſt? Wenn er ſich den Hals gebrochen hat? Wenn er innerlich Schaden genommen hat, verblutet? „Bitte Fräulein, zwei heiße Würſtli", weckte es eine Frauenſtimme. „Ach ja, entſchuldigen ſie", ſtotterte Bärbeli, „was haben ſie geſagt?" Schon drängte ein Herr mit ſeinem Wunſch.

Blick durch das Gittertor im Stanſer Rathaus
Foto Robi Odermatt

Die Stimmung war neu belebt und der Appetit geſtachelt. Bärbeli hatte ſchon wieder alle Hände voll zu tun. Aber in dem Köpfchen und in dem Herzen unter dem breiten, roten Kragen purzelten Gedanken und Gefühle haufenweiſe durcheinander.

In wildem Tanz ſchwärmten Mücken um die hellen Lichter. Die Bretter der Tanzfläche quitſchten und dröhnten unter den Füßen der Paare. Saxophon und Klarinett wirbelten ihre Töne in die Luft. Studentenlieder verſuchten die abgehackten Rhythmen zu überlärmen.

Gottlieb mühte ſich eifrig um die Verſorgung aller Betriebe. Mit dem ſcharfen Blick eines Unternehmers, beobachtete er jeden Andrang, ſchlenderte umher und kam auch zu Bärbeli. „Du mußt mir noch den Korb Würſte quittieren, Barbara", ſagte er in ernſtem Geſchäftston, „ich hab dir vergeſſen den Block vorzulegen. Weißt du, es ging alles ſo ſchnell." Das Mädchen im Kleid der Zunftfrau hatte inzwiſchen wieder einige Lebensgeiſter wachgerufen und ſagte geſchwind: „Haſt ja deine Quittung ſchon bekommen. Hübſch auf deine Backe geſchrieben!" „Nicht für die Würſtle", lachte Gottlieb, „nur für das Bündnerfleiſch. — Mußt mir hier noch unterſchreiben." Bärbeli verglich ſeine Notizen mit den eingeſchriebenen Zahlen, ſetzte den Namenszug darunter und meinte: „Muß mich mit aller Gewalt zuſammenreißen, daß ich dir nicht auch ins Geſicht quittiere." — Gottlieb ſetzte eine Jammermiene auf und meinte: „So gehts uns Männern mit den Damen. Wenn man ſein Leben für ſie in die Schanze ſchlägt, wird man von ihnen zuletzt noch ſchlecht behandelt. Das iſt nicht nett von dir."

Der weinerliche Ton ließ Bärbeli aufhorchen. „Wie meinſt du das", fragte es überraſcht. „Soll ich die Wahrheit ſagen?" fragte er. „Ja, nur die Wahrheit!" Gottlieb kam ganz nahe herzu und ſagte: „Meinſt du, Barbara, ich hätte ihn in den Korb geſchmiſſen, hier vor deinen Augen, wenn er ſich nicht ſo blöd aufgeführt hätte. Muß der ausgerechnet vor dir, ſeine mitgeſchleppte Gans mit Wurſtbiſſen füttern, wenn man ſchon weiß, wie es

um dich steht. Wenn er nicht weiß, was sich schickt, muß man es ihm beibringen, dem Salsiz!“ ergriff mit zwei Fingern seinen Rockaufschlag, steckte mit weitausholendem Schwung den Quittungsblock in die Brusttasche, verbeugte sich feierlich und steuerte ohne umzuschauen der Menge zu.

Mit dem Rechnen wars nun bei Bärbeli aus. Mit Mühe und Not konnte es noch weiterbedienen. Zur Bratwurst reichte es den Senf, zu den Frankfurterli Messer und Gabel und die Preise verwechselte es am laufenden Band. Wie hat er das nur gemeint? Was will er damit sagen. Und ich Lappi, warum habe ich nicht gefragt ob der Professor verletzt ist oder bei der Sanität. Solche Gedanken waren Bärbeli nun wichtiger als Wurst und Brot. Ja, es vergaß sogar seinen eigenen Magen, blieb inmitten der duftenden Leckerbissen hungerig, ohne es zu wissen.

Der Ablösungsdienst war schlecht organisiert. Bärbeli konnte seinen Stand nicht verlassen. Auch wagte es nicht bei seinen Kollegen und Bekannten nach dem Befinden von Professor Peterhans zu fragen. Jetzt nachdem Gottlieb so gesprochen, erst recht nicht.

Die Fröhlichkeit und Lust zum Tanzen und Singen erreichte ihren Höhepunkt nach Mitternacht. Nutzlos quälte sich Bärbeli, würgte an seinen Befürchtungen und Aengsten. Früh genug wurde es über den Zustand seines Verehrten aufgeklärt. Einmal hörte es von Vorübergehenden sagen: „Peterhans hat wieder seinen Quartalzustand.“ Es wußte aber nicht, wie es diese abschätzig hingeworfene Bemerkung deuten solle.

Unterdessen saß Herr Dr. Peterhans, Professor für Literatur und Kunstgeschichte des Abendgymnasiums am Ecktisch der Waadtländerstube, streckte das Bein, das wie abgestorben aus dem Korb gebaumelt hatte, weit von sich und dozierte einem stark verschwitzten und leicht beschädigten Fräulein und zwei buntbemützten Studenten, seine Ansicht über charakterliche Haltung. „Meine Damen und Herren, der Sieger bleibt auf dem Kampfplatz, sag ich.“ Sein Ellbogen ruhte im Aschenbecher. Mit einer Hand stützte er den müden Kopf, mit zwei Fingern der andern hielt er die brennende Cigarette und fuchtelte der Dame gefährlich nahe an der Frisur herum. „Die Gesinnung ist maßgebend, die innere Festigkeit, meine Damen und Herren, ich lasse mich nicht“, dabei stieß er sein Weinglas um, „hoppla, kleine Ueberschwemmung, wir sammeln ja heute auch für überschwemmte Länder, kommunistisch überschwemmte, Fräulein, noch eine Flasche, aber expreß und eingeschrieben, Eilfracht, Flugpost, was habe ich gesagt? Haltung, Festigkeit, Charakter, das sind meine Tugenden, wenns auch hie und da ... he Fräulein! Sind sie auf dem Mond zuhause, oder wollen sie die tibetanischen Kinder bedienen, he?“

Später sah man ihn durch die Menge schwanken, laut vor sich herredend. Eine ergraute Dame faßte er am Arm und fragte: „Wissen sie den genauen, den geraden Weg zum Wurstlokal? Wissen sie, pardon, wo die Barbara ist. Ich muß der Barbara noch eine Ohrfeige verpassen. Geistig natürlich, geistig. Erschrecken sie nicht. Ich bin Peterhans, Dr. phil. keine Angst bitte, nur geistig!“ „Herr Doktor, sie sollten“, bemerkte die Dame verständnisvoll und suchte sich von seinem Griff zu befreien, „sie sollten diese Ohrfeige mit heimnehmen, sie paßt morgen früh gut zu ihrem eigenen Gesicht.“ Peterhans bahnte sich seinen Weg weiter: „Alte Kuh, kann mich nicht, kann mich nicht aus der Ruhe bringen, Haltung, Festigkeit!“

Im Würstlistand war alles in Auflösung begriffen. Bärbeli rechnete siebenmal die Kolonne hinunter und bekam jedesmal ein anderes Resultat, und keine der Zahlen stimmte mit dem Inhalt seiner Kasse. Den Kopf über die Blätter gebeugt, erschrack es, weil sich eine Hand auf seine Frisur legte. Eine heisere Stimme sprach dazu: „Kunststück, diese Rechnung was? Sie, Fräulein Barbara, sie sind ja immer gut gewesen in den exakten Wissenschaften, hup, exgüse, hup, nochmals exgüse, ich muß noch ein Wörtchen mit ihnen reden Fräulein Chianti, hup, exgüse, Fräulein Barbara.“

Bärbeli rettete Geld und Papier vor seinen Händen, flüchtete an die Rückwand zurück und starrte mit weitaufgerissenen Augen auf den betrunkenen Mann, der beide Hände auf den Laden aufgestützt dastand, und dem die Cigarette aus dem Munde fiel. „Herr Professor“, stammelte sie, „ist ihnen nicht

gut? Soll ich ihnen helfen?“ „Falſch getippt, Barbara, mir iſt tadellos, mir iſt nigelnagelneu, hup, exgüſi, ich wollte ihnen nur ſagen, das Unglück bringt mich nicht ins Grab, Feſtigkeit, Haltung! Und zu ihnen komme ich, weil ſie ein Herzkäfer ſind, hup, ein Herzkäfer mit drei Punkten. Wohlverſtanden, auf jedem Deckel drei. Sie habe ich heute ins Herz, hup, exgüſi, ins Herz geſchloſſen, großartig.“

Das Köpfchen über dem roten Kragen konnte ſich nur langſam von dieſem Schrecken erholen. Während er ſie mit immer neuen Schwüren ins Herz ſchloß, befreite ſich ihr Herz von ſeiner Laſt. Seine Anſtrengungen brachten den ganzen Würſtliſtand ins Wanken. Heimkehrer befreiten Bärbeli endlich aus ſeiner Not. — Entſetzt ſchaute es zu, wie zwei muntere Muſikanten dem Schwankenden unter die Arme griffen und ihn in kräftigen Schüben über den Platz transportierten. — Das eine Bein, das vorher ſo jämmerlich am Korbrand gehangen, das ſchleppte er hinten nach.

„Ich wollte Ihnen nur ſagen, das Unglück bringt mich nicht ins Grab. Mir iſt tadellos, hup, exgüſi!“

Raimund und Gottlieb, die beiden Freunde, ſaßen in einer Bauhütte und prüften die Einnahmen. Weil ſich noch dieſe Nacht die Helferinnen und Helfer in alle Stadtteile hinaus zerſtreuten, mußten die Belege und Gelder geprüft und eingeſammelt werden. Von allen Seiten drang die Feſtfröhlichkeit zu ihnen, aber ſie und einige andere Verantwortliche, konnten nicht daran teilnehmen. Bei Sprudelwaſſer und Tabakrauch blieben ſie in dem engen Raum eingepfercht, bis die Morgendämmerung über den Lindenbäumen den Himmel aufhellte. Mitten im Rechnen und Zählen fragte Gottlieb: „Was iſt auch mit Bärbeli los. Sie hat doch verſprochen hierher zu kommen.“ „Wie ſpät iſt es denn“, fragte Raimund zurück, „Himmel, das iſt aber merkwürdig. Geh ſuch ſie doch. Das Geld aus dem Würſtliſtand iſt auch noch nicht da.“

Gottlieb machte ſich auf den Weg. Bärbelis Stand war verwaiſt. Zerknüllte Papierſervietten und Kartonteller lagen umher. Die Dekoration hing ſchief an den Latten. Gottlieb machte eine Runde durch die Trinklokale. Keine Spur war zu finden, keine Nachfrage erhielt Beſcheid.

Als Raimund in der kühlen Morgenluft nach Hauſe ging und müde die Stiege hinauf kam, war er um ſeine Schweſter beſorgt. Das war doch nicht ihre Art, eine Verabredung zu verſäumen, oder in der Nacht herumzuſchwärmen. Mit ſeiner ſchweren Mappe trat er in ſein Büro, ſuchte den Schlüſſel im Pult, öffnete den Kaſſenſchrank und fand dort hübſch ſäuberlich hineingeſtellt die Kaſſe vom Würſtliſtand und die Blockzettel. Alſo, das hat ſie doch vorher ſicher verſorgt, dachte Raimund, legte ſeine Mappe dazu und ſchritt zur Wohnung hinüber. Leiſe klopfte er an ihr Zimmer. Keine Antwort. Ein wenig ſtärker und immer lauter klopfte er. Kein Laut war zu vernehmen. Ein Druck auf das Schloß, die Türe gab nach. Und ſiehe, die Dame mit dem roten Kragen lag über Decke und Kiſſen hingeſunken in vollem Staat auf dem Bett, das Licht brannte und Bärbeli ſchlief. Wohl von dem Erlebten und von der Müdigkeit und all dem Elend übermannt, ſchlief es wie ein Murmeltier. Raimund zog und zerrte am Rock, faßte Bärbeli an den Schultern, verſuchte den Kopf vom Kiſſen zu heben, ſah

ein verweintes, verschmiertes Gesicht, rief ihm in die Ohren: „Auf Kamerad, Tagwacht!“ Kaum fähig die Lider zu heben, gab es endlich Bescheid und fragte: „Was ist denn, was ist los?“ Der Bruder ließ nicht locker, bis es ihm das Versprechen gab, sich auszuziehen und regelrecht ins Bett zu gehen. „Ich schließe dir den Laden, dann lösch das Licht und schlafe bis übermorgen, ich wecke dich nicht.“

Dann ging auch er für ein paar kurze Stunden zur Ruhe.

Das alltägliche Leben in den Straßen hatte kaum recht die Dichte des Vormittags erreicht, kam Gottlieb ins Büro, bewaffnet mit drei Rosen. Raimund, der schon tief in seinen Akten versunken war, fragte erstaunt nach dem Grund seines frühen Besuches. Lachend erklärte ihm Gottlieb: „Mein Vater und Chef hat in seinem unergründlichen Ratschluß beschlossen, mich schon heute vormittag nach Frankreich zu entsenden. Er macht das gerne nach studentischen Nächten. Ich soll dort Nußbäume besichtigen und kaufen. Wahrscheinlich wegen der frischen Luft. Und die Rosen habe ich deiner Schwester mitgebracht, ist sie schon auf?“ Raimund versuchte die Lautstärke von Gottliebs Stimme zu dämpfen, erklärte ihm, was er in der Nacht vorgefunden und sagte, es sei gewiß unmöglich, die erschöpfte Barbara schon wieder zu wecken. „Eh nun, dann stecke ich ihr ein Brieflein dazu zum Trost, gib mir einen Fetzen Papier. Mit kantigen Schriftzügen malte er auf das Billet: „Liebe Barbara und Würstlidame, zur Besänftigung deines Schmerzes, der mir so sehr zu Herzen geht, bringe ich dem Herzkäfer mit drei Punkten, drei Rosen. Und dazu herzliche Abschiedsgrüße! Gottlieb.“ Heftete das Kuvert an einen Rosendorn, verabschiedete sich in Eile von dem erstaunten Freund und ging auf den Zehenspitzen leise hinaus. Nicht ahnend, wie viel Zeit verstreichen würde und wie viel sich indessen verändern sollte, bis er das Mädchen wiedersehen konnte.

Ein harter Schlag und eine klatschende Ohrfeige.

Das große und fruchtbare Heimwesen „Lohre“ lag prächtig in der Abendsonne, während sich die frühen Schatten der Berge schon über Dorf und Halden ausbreiteten. Die Fenster im mächtigen Steinhaus blitzten. Viele Generationen herrschte nun die gleiche Familie auf diesem Besitz, schon vor mehr als hundert Jahren, da die Säge noch eine Mühle war. Der Mühlebach schäumte und toste mitten durch die Matten, sprang über das alte, große Wasserrad, bildete den Teich, in dem die Stämme schwammen und lief dann weiter durch die untere Matte und dann der breiten Straße nach.

Ueber den Matten und Weiden schloß ein breiter Gürtel Wald das Tal ab. Er reichte bis hinauf zu den Alpen, Felsen und Bergen. Eine friedliche, hügelige Landschaft, lieblich anzuschauen und angenehm zu durchwandern, lag in dieser einsamen Gegend. Raubvögel stachen jeden Morgen von den Waldbäumen her in die Luft, suchten in weiten Kreisen nach Beute und segelten über die Dächer, den Bach und zu der stotzigen Schattenfluh hinüber.

Am Abend kletterte der Schatten langsam von der Straße her die Halden hinauf, ließ dem Steinhaus nochmals Zeit seinen weißen Verputz blendend zu zeigen, nistete sich in die Gräben und Tiefen und eroberte schließlich auch die Hügel und Wälder. Der Lärm in der Sagi verstummte, die Glockenklänge aus dem Dorf erfüllten die milde Luft, brachten ihre Weihe und ihren Segen für einen glücklichen Abendfrieden. Das Vieh an der Tränke, die Rosse auf der Weide, die Holzschuhe von Bauer und Knecht, der helle Klang der Milchkessel, das Spiel der Kinder vor dem Haus, das Rufen zum Nachtessen; Bild und Ton einer lieblichen Heimat. Dann brachte die Nacht den müden Menschen Erholung und Schlummer.

Die beiden Fenster im oberen Stock des Steinhauses blieben fast immer am längsten beleuchtet. Dort hatte der große Lohrener seine Schreibstube eingerichtet, dort saß er lesend oder über Schriftstücke gebeugt am langen Tisch. Tagsüber mit Arbeit in der Sagi, mit Handel und Aufsicht beschäftigt, fühlte er nicht so sehr, wie einsam er geworden war. Er liebte die Großkinder, konnte mit ihnen wieder jung werden, wenn er sich Zeit nahm an ihren Spielen teilzunehmen.

Wintersonne auf Wiesenberg, Brisen und Wallenstöcken
Foto J. Brühwiler, Herzlswil

Am Abend, wenn er sich in seine weite Wohnung hinauf zurückzog, dann fehlte ihm seine gute Frau am meisten. Er war sich gewohnt gewesen, mit ihr alle Sorgen und Pläne zu besprechen, ihr seine Verträge und Beiträge in die Zeitung vorzulesen. Ihr Zuhören und ihr Urteil schätzte er. Sie hat ihn oft vor all zu hitzigen und angriffigen Schreibarten zurückgehalten und ihm damit manchen Aerger erspart. Wenn er die Sitzungen in Rat und Gericht vorbereitete, fragte er sie oft nach ihrer Meinung.

Auch seine Erfolge brachte er ihr zuerst heim wie einen Marktkram und feierte mit ihr ein stilles Fest in der Stube, bei einem Glas Rotwein und umnebelt vom dichten Rauch aus seiner Pfeife. Oft schaute er jetzt mitten aus der Arbeit auf und zum hohen Lehnstuhl hinüber, meinte, sie müsse dort im Halbschatten sitzen. Versuchte zu ergründen, was sie wohl heute und zu diesem Schreiben sagen würde. Dann kam aus seiner Brust eine wehe Sehnsucht empor, Mitleid mit der so früh Verstorbenen, die so viele Jahre schweigend und tapfer gelitten hatte und Mitleid mit sich selbst. Nach langem Brüten erhob er sich dann mühsam, biß hart auf das Mundstück seiner längst erkalteten Pfeife und begann langsam und mit großen Schritten seine Stube zu durchmessen, bis er dann unter dem Kreuz an der Wand stehen blieb und den Weg zum trostreichen Gebet fand.

An einem solchen Abend war er nicht allein mit seinem späten Licht. Auch im Erdgeschoß, waren die drei Fenster der Küche hell erleuchtet. Anna-Marie, die Magd, saß am Küchentisch und schrieb Seite um Seite einen langen Brief an ihren Vater. Oft sah man sie schreiben. Nie aber ging sie mit einem solchen Brief zur Post. Die Sohnsfrau hätte schon lange gerne erfahren, wohin diese Briefe bestimmt waren. Anna-Marie war fleißig und geschickt, hilfsbereit und arbeitsfreudig, aber ein Geheimnis umlagerte sie. Auf Fragen gab sie ausweichend oder überhaupt keine Antwort. Alle zwei, drei Monate ging sie fort und kam erst am andern Tag zurück, bedrückt und noch schweigsamer als zuvor. Sonst verließ sie kaum die Grenzen des Heimes, außer am Sonntag für den

Kirchgang. Werner, ihr Meiſter, kümmerte ſich nicht um ihre privaten Angelegenheiten. Er war froh um ihre Arbeit und Kraft. Er ſchenkte ihr volles Vertrauen. Die Fragen und Vermutungen ſeiner Frau ſchlug er in den Wind. Niemand wußte ſo recht, ob es Anna-Marie hier am Mühlebach gefalle, ob ſie gerne hier wohne und werke. Sie lachte mit den Kindern, ſang auch dann und wann fremdartige Lieder, wenn ſie allein in der Küche war. Sie weinte, wenn ein Kind ernſtlich krank war, oder mit einer Schramme heulend bei ihr Hilfe ſuchte. Aber mehr konnte man über ihr Denken und Empfinden nicht erfahren.

Sie war ſo eifrig mit ihrem Brief beſchäftigt, achtete nicht, daß vor dem Haus Schritte näher kamen, ein Geſicht am Fenſter auftauchte und an der hinteren Haustüre am Schloß hantiert wurde. Wenn ſie gewußt hätte, wer ſich da wie ein Dieb heranſchlich, ſie wäre eiligſt hinauf in ihre Kammer geflohen, hätte wohl Tinte und Feder und alles liegen laſſen.

Im Dorf am ſchönſten Platz ſtand breit und hablich das Gaſthaus zum Steinbock. Der Wirt hatte vor dreißig Jahren die reiche Tochter eines Schweinehändlers geheiratet und damit zu ſeinem anſehnlichen Vermögen noch einen größeren Stock dazu gelegt. So umfänglich wie ſeine Figur, ſo beweglich war auch ſein Mundwerk, ſowohl zum Trinken und Eſſen, wie auch zum Reden. Er ſpielte ſeine Trümpfe nicht ſchlecht aus und immer zu ſeinem Vorteil, ſei es um ein Amt zu ergattern, oder einen Gegner anzuklagen. Seine Frau durfte für ihn ſchuften und ſchaffen, er wollte ſeinen Kopf und ſeine Hände freihalten für ſogenannte höhere, wichtigere Aufgaben.

Der einzige Sohn, Bruno, im Schatten dieſes Reichtums, zwiſchen zechenden Gäſten und dem ängſtlichen Sparſinn ſeiner Mutter aufgewachſen, ſtand an Körperfülle und Verſchlagenheit ſeinem Vater nichts nach. Er hatte eine Lehre als Koch angefangen, war dort und in einer welſchen Stelle davongelaufen und trieb ſich nun in Haus und Roßſtall, in der Wirtsſtube und bei Sportvereinen und hauptſächlich mit ſeinem raſſigen Rennwagen in der Gegend herum. Seine koſtſpieligen Liebhabereien finanzierte er mit eigenartigen Geſchäften und mit Geld, das er ſeinem Vater mit ſchönen Reden und hochfliegenden Plänen aus der Taſche lockte.

Dieſer Aufſchneider und Ränkeſchmied hatte ſchon bald gemerkt, daß im Haus am Mühlebach eine ſchöne Magd eingezogen war. Ihr aufrechter Gang, der verſchleierte Blick, ihre edelgeformte Geſtalt hatten ſogleich ſeine Begehrlichkeit entzündet. Er wußte nur nicht ſo recht, wie er ſich an dieſes Mädchen heranmachen könne, denn zwiſchen ſeinem Vater und dem großen Lohrener beſtand keine Freundſchaft.

Bruno verſuchte zuerſt eine Art Schützenkameradſchaft mit dem Sohn, mit Werner anzubahnen. Beide waren ſie gute Schützen und bei ſolchen Anläſſen immer auf dem Plan. Werner aber zeigte wenig Luſt, den unermüdlichen Zecher und ſtreitluſtigen Rennfahrer mit heimzunehmen. Die wenigen Abende, an denen er ihn nicht abſchütteln konnte, verliefen nicht nach ſeinem Geſchmack. Immerhin gaben dieſe Bruno Gelegenheit, mit der Magd ins Geſpräch zu kommen. Er kam auch dann und wann vom Wald her in ihre Nähe, wenn ſie am Rain oder auf der oberen Matte beſchäftigt war. Anne-Marie zeigt ihm aber lieber den Rücken und gab kaum Beſcheid auf ſeine Reden, was den unerſättlichen Draufgänger erſt recht in Glut brachte.

Bruno alſo war es, der heimlich und verſtohlen um das Haus ſchlich, die hintere Türe aufbrach und nun plötzlich vor der ſchreibenden Magd in der Küche ſtand. Im jähen Schrecken ſprang ſie auf, bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen. Sie wollte ſchreien, aber ihre Kehle war wie erwürgt.

„Schrei nicht“, ſagt Bruno mit verhaltener Stimme, „ſchrei nicht, wenn jemand kommt, biſt du am ſchlimmſten dran. Jedermann wird glauben, daß du mich hereingelaſſen haſt. Und jetzt wollen wir einmal mit einander reden.“ Anna-Marie weicht langſam zurück, nähert ſich dem Rüſttiſch, zieht im Rücken die Schublade und will nach einem Meſſer greifen.

„Laß die Finger davon“, befiehlt Bruno, „hier wird nicht geſtochen und gehauen.“ Plötzlich ändert er den Ton, ſagt gutmütig

und freundlich: „Mußt keine Angſt haben, Anna-Marie, ich tu dir nichts zuleide. Will nur ein wenig lieb ſein mit dir und ein Stündchen plaudern.“ Langſam ſchleicht er ihr näher, ſcheinbar treuherzig auf ſie einredend. Die Magd ſpricht kein Wort. „Was kann ich dafür, daß ich in dich verliebt bin. Seit Wochen warte ich, bis ich einmal mit dir reden kann. Brauchſt doch nicht ſo ſpröd zu tun, geſchieht dir doch nichts, oder iſt dir ſchon einmal vom Reden ſchlecht geworden? Will ja nur ein paar Minuten in deiner Nähe ſein, dann geh ich wieder fort.“

Großmuetter, was hesch zahld?
Am Stanser Herbſtmarkt
Foto Leonard von Matt

Immer noch ſteht ſie ſchweigend da. Ihre Augen funkeln, ihre Finger ſind zu Fäuſten verkrallt. Schon kommt er bis auf Armlänge herzu, ſchon ſpürt ſie ſeinen Atem. „Gehen ſie, gehen ſie ſofort, ſonſt ſchreie ich das ganze Haus zuſammen“, ſagt ſie, „wenn ſie mich berühren ſchreie ich.“ In dieſem Augenblick greift er nach ihrem Arm, reißt ſie an ſich und hält ihr den Mund zu. Von den ſtarken Armen umfangen, kann ſie ſich kaum wehren. Sie will ihm in die Hand beißen, will ausſchlagen. Er klammert ſie nur noch enger ein. Sie bekommt keine Luft, muß ohnmächtig zuhören wie er ihr zuflüſtert: „So jetzt hab ich dich, du ſtolzes Ding, jetzt biſt du mir ausgeliefert, auf Gnad und Barmherzigkeit in meiner Hand. Willſt du jetzt ſchön tun, was ich haben will?“ Sie verſucht ſich mit aller Kraft zu befreien. „Sei ſtill“, ſagt er hart, „wenn du nicht ſchön ruhig biſt, dann ſchnür ich dir den Atem ab, dann wirſt du windelweich. Wehr dich doch nicht. Komm ſetz dich zu mir an den Tiſch, will ja nur mit dir reden, gut ſein mit dir.“

Durch eine Bewegung gelingt es ihr einen Teller vom Rüſttiſch zu ſtoßen, der klirrend zu Boden fällt. Dies Geräuſch macht ihn einen Augenblick unſicher. Anna-Marie kann den Kopf frei bekommen. „Laſſen ſie mich los, ſofort oder ich ſchreie!“ Und ſchon fährt wieder die ſchwere Hand in ihr Geſicht. Mit unerwarteter Kraft reißt die Magd ihren Arm aus der Umklammerung, fährt ihm mit den Fingern in die Augen und verſuchte ſeinen Kopf zurückzubiegen. „Verdammte Hex!“ preßte er zwiſchen den Zähnen hervor. Dann trifft ihn der Streich.

Auf bloßen Füßen, in Hemd und Hoſen, iſt der große Lohrener unter der Küchentüre erſchienen, hat blitzartig die Lage erfaßt und mit ſeiner Fauſt zu einem furchtbaren Schlag ausgeholt. Anna-Marie kann entſchlüpfen. Bruno taumelt. Und ſchon trifft ihn eine Ohrfeige, die nur ſo klatſcht und wirft ihn gegen die Wand. Bruno kommt zur Beſinnung, will ſich wehren. Der große Mann greift ihm in den Haarſchopf, reißt den Kopf nach vorn und verſetzt ihm einen Fauſtſchlag in den Nacken, der für einige Augenblicke genügt.

Anna-Marie iſt verſchwunden. Die beiden Männer ſtehen ſich allein gegenüber. Beide Fäuſte zum Schlag bereit, ſteht der Lohrener vor dem jungen Mann und ſagt: „Du biſt ſchon immer ein Nichtsnutz geweſen. Geht mich nichts an, was ihr bei Euch daheim macht. Aber wenn du hier, in meinem Haus und Hof, dein Unweſen treiben willſt, dann riskierſt du deine Knochen. Ich gebe dir ein paar Sekunden Zeit zu verſchwinden, wenn du nicht ſofort verdufteſt, dann rufe ich den Leuten, dann können ſie dich heimtragen.“

Bruno will sich verteidigen, will sprechen, aber bevor er seine geschwollenen Lippen zu einem Wort zusammenbringt, saust ihm die harte Hand auf die Backe und wirft ihn um. Mühsam erhebt er sich, geht mit unsicheren Schritten der Wand nach, will sich zur hinteren Türe hinüber drücken. Der Lohrener packt ihn am Genick, schleppt ihn durch den Gang, öffnet die breite Haustüre und sagt: „Merk dir, da, auf der Vorderseite, werden die Steinböcke aus meinem Haus geworfen. Jetz pack dich! Der Schwung, mit dem Bruno an die frische Luft befördert wird, ist so kräftig, daß er lange nicht vermag seine Beine zu ordnen um das Gleichgewicht zu finden.

Nur wenige Augenblicke schaut der große Mann ihm zu, wie er davon trottet. Dann dreht er sich um, geht ins Haus, schließt sorgfältig die Türe. Im hell erleuchteten Gang steht Anna-Marie bleich und starr, wie eine Bildsäule. Ihre großen dunkeln Augen richten sich zu Lohreners Gesicht empor. „Ich danke Euch! Danke Euch von Herzen!“ sagt sie immer noch bebend. Die schwere Pratze, die eben noch so gewaltsam zugeschlagen, legt sich nun ganz sanft auf die Schulter Anna-Maries und eine ruhige Stimme spricht: „Ich will dafür sorgen, daß du in meinem Hause sicher bist. Geh schlafen. Es tut mir leid, daß ich nicht früher gekommen bin. Dir wäre der Schreck erspart geblieben.“ Die Magd ist noch nicht imstande viele Worte zu finden, nur Worte des Dankes und geht.

In Vollkraft und Todesnot.

Das Ereignis dieser Nacht war nicht dazu angetan, das Verhältnis zwischen dem Steinbock und dem Steinhaus zu verbessern. Bruno erklärte seine blauen Flecken und das geschwollene Gesicht auf eine andere Art, mit Lügen war er nie verlegen. Und von den Lügen bleibt immer etwas hängen, besonders bei Leuten, die kein eigenes Urteil haben und ihre Meinung nach dem Profit ausrichten.

Und doch traf die Nachricht von dem Unglück alle Talbewohner wie ein Blitz.

Der alte Sagermeister war seit Tagen krank. Sein Hilfsmann hantierte allein, ungeschickt und schwerfällig und kam gegen Mittag ins Steinhaus hinüber, um beim Lohrener Hilfe und Rat zu holen. Das große Sägegatter war plötzlich stillgestanden und mit allen Mühen nicht mehr zum Laufen zu bringen.

Die Hitze versengte das Gras und zitterte über den Dächern, da die beiden auf die Sagi zukamen. Hastig stampfte das kleine Gatter und fraß sich mit seinen vier Blättern in das Holz.

Ruhig und bedacht ging der Lohrener daran, den Schaden zu finden und zu beheben. Er untersuchte die mechanischen Teile, ob sich die Zahnung verklemmt habe, ging dann der elektrischen Leitung nach, kletterte die Leiter hinauf und turnte über die Balken zu den Hauptsicherungen. Jeden möglichen Schaden der Zuleitung beachtend. Dabei kam er mit dem Kraftstrom in Berührung, erhielt einen so starken elektrischen Schlag, daß er für einen Augenblick die Herrschaft über sich verlor, schwankte und fiel.

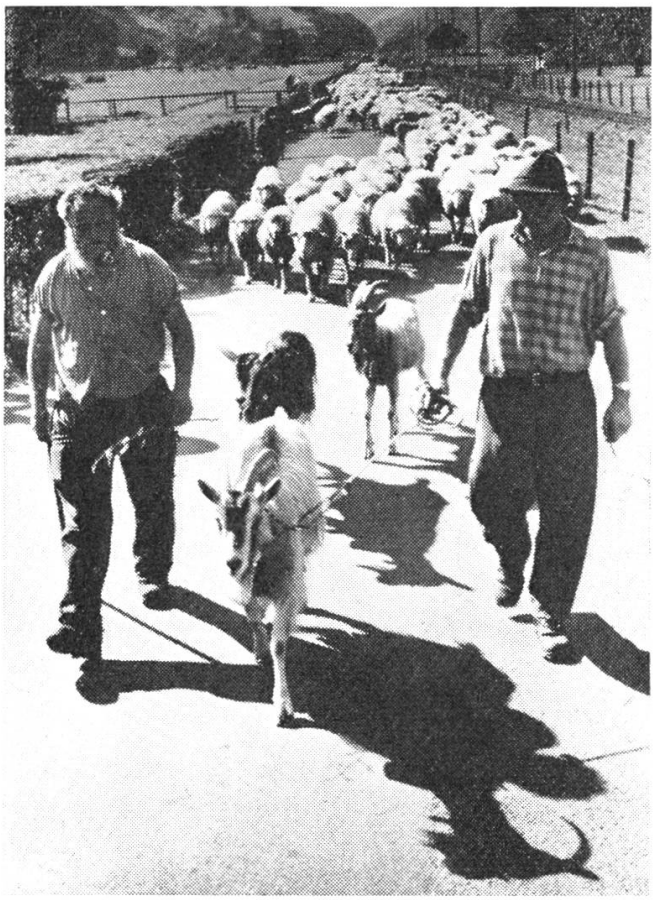
Er stürzte so unglücklich auf das laufende Gatter hinunter, daß sich ein Bein zwischen Baumstamm und Gatterführung einklemmte. Bis der Hilfsmann zum Schalter eilen konnte, um das Laufwerk abzustellen, hatten sich die Sägeblätter schon tief in die Hüfte des wehrlos Liegenden eingefressen. Das Blut rann über den Stamm, sickerte zwischen den frischgesägten Blättern herab. Der Kopf des Unglücklichen lag auf der Eisenschiene, blutbespritzt, mit weitoffenen Augen, schmerzverzerrt. Ein fürchterlicher Schrei hatte das Lärmen und Poltern übertönt. Nun lag er reglos und besinnungslos in seinem Blut. „Hilfe, Hilfe!“ rief der Knecht, telefoniert dem Arzt, ruft den Pfarrer, der Meister stirbt!“

Mit fliegenden Schritten eilte die Bäuerin herzu, kam Werner aus dem Stall gerannt. Mit einem Blick überschaute er die Lage und sprang zurück ins Haus um zu telefonieren. Martha und Anna-Marie versuchten den Unglücklichen so zu legen und zu verbinden, daß der Blutverlust gemindert werden konnte. Dazu aber waren Frauenkräfte zu schwach. Die Männer mußten zupacken, um den schweren Mann mit den zerfetzten Hüften und das eingeklemmte Bein aus dem Gatter zu heben, so behutsam und

vorsichtig, wie es der verzweifelte Zustand erheischte.

Trudi und der junge Werner brachten heißes Wasser. Vreneli mußte den kleinen Walterli hüten, der sich überall hervordrängte. Sekunde um Sekunde, Pulsschlag um Pulsschlag warteten die angsterfüllten Leute auf den Arzt.

Martha kniete neben ihm, hielt seine Hand, betete laut die Sterbegebete. Ihre Tränen rannen auf das zerrissene, verblutete Hemd. Durch den Schleier vor ihren Augen starrte sie auf die Bewegungen seiner Atemzüge. Eine Roßdecke hatte man unter seinen Kopf geschoben, ein Leintuch über den Körper gelegt, um die Fliegen fernzuhalten. Vom Wald her dröhnte das Knattern eines Motors. In waghalsiger Kurve kam der Pfarrer vor das Tor, kniete neben Martha in das Sägemehl, schaute in die Augen des Freundes und gab seine Anweisungen. — Mit den heiligen Worten seiner Segnungen und Gebete, legte sich eine eigene Ruhe auf den Ort und auf die Seelen der Leute. — Martha holte Kerze und Weihegefäße. Anna-Marie ging ins Haus um das Bett zu richten und einen Koffer zu packen. Aus ihrem Herzen strömte ein inniges Flehen zu Gott, er möge diesem guten Menschen, für seine Werke und Guttaten gnädig sein, ihn der Familie und den Freunden erhalten, ihm geschickte Aerzte zu Hilfe senden. Alle guten Geister rief sie um Beistand an, während sie zögernd Hemden und Taschentücher und alles Nötige für einen Spitalaufenthalt zusammensuchte und doch daran zweifelte, ob dies noch von Nutzen sei.



Heimkehr von der Arnialp
Foto Arnold Odermatt, Stans

Von einem entlegenen Gehöft kam der Arzt angefahren. Nach kurzem Untersuch holte er Ampullen und Spritzen aus dem Koffer und wartete ungeduldig auf die Wirkung der Injektionen.

Der Puls wurde kräftiger. Mit Marthas Hilfe festigten sie die Verbände. Dann bestellte er das Auto des Spitals.

Wie unendlich langsam vergehen die Minuten, die Stunden, wenn die Angst die Seele umhüllt, der Tod so nahe ist, alle Liebe nicht helfen kann. In die Gebete und Hilferufe gesellen sich die Berechnungen, wie lange es noch gehen könne, bis der Wagen komme, bis der Unglückliche in die rettenden Hände der Chirurgen und Krankenschwestern kommen könne. Der Schmerz des drohenden Verlustes vermischt sich mit dem Bedauern um den so entsetzlich Leidenden und mit der Reue, ihm nicht mehr Liebes und Gutes angetan zu haben, keine Zeit mehr zu finden, ihm alle Liebe und die Treue zeigen zu können. — Wild schwirren die Gedanken durch den Kopf und bleischwer ist das Herz beladen. — Endlich ist die Zeit verronnen. Der Wagen steht vor dem Tor. Mit vereinten Kräften schieben sie den Ohnmächtigen auf die Bahre, tragen ihn vom Ort des Entsetzens weg. Der Arzt fährt mit, um ihn nicht einen Augenblick ohne Kontrolle und wirksame Hilfe zu lassen.

In Angst und Bangen.

In Raimunds Anwaltsbüro sitzen drei Herren um den Tisch, Akten und Mappen liegen griffbereit, ernste Arbeit wird hier geleistet. Verträge und Bilanzen sind ausge-

arbeitet. Raimund zitiert Verfügungen und Paragraphen.

Es soll eine neue Aktiengesellschaft gegründet werden. Am Pult sitzt Bärbeli und führt Protokoll. Sein Bleistift eilt munter über die Blätter. Durch die Sonnenstoren fallen schmale Blendstreifen auf den Boden. Der Hitze wegen hat man sich ohne Rock und Krawatte bequem gemacht. Es ist so noch anstrengend genug, das neue Vertragswerk aufzubauen. Bärbelis helles Kleid mit den großen Blumen wirkt auffallend fröhlich, im Gegensatz zu den ernsten Mienen der gewichtigen Herren, die zäh verhandeln und wegen einem Wort oder Nebensatz die längste Zeit nicht vom Fleck kommen.

In diese Verhandlung hinein schrillt plötzlich das Telefon. Bärbeli hebt ab, gibt den Hörer seinem Bruder, der lange schweigend zuhört und dann nur wenige unzusammenhängende Worte spricht: „Was? — Wo? — Wann? — — Dr. Briner? — —“ Bärbeli sieht wie Raimund bleich wird. Schaut auf die drei Herren, die leise weitersprechen, sieht, wie ihr Bruder sich auf das Pult stützt, sich anlehnt und hört ihn sagen: „Ich komme sofort!“

Langsam und wie erschöpft geht er die zwei Schritte zum Tisch, zu seinem Stuhl hinüber und erklärt: „Meine Herren, leider muß ich die Sitzung unterbrechen“, und mit einem wehmutsvollen Blick zu Bärbeli hinüber, „mein Vater ist verunglückt, liegt in Todesgefahr im Spital. Ich werde Sie sofort nach meiner Rückkehr verständigen und anfragen, wann wir wieder zusammenkommen können.“

Ein wirres Gemurmel des Bedauerns und Begreifens hebt an, die Herren beginnen sogleich ihre Akten zu ordnen, ihre Mappen zu packen. Der feste Herr mit grauen Haaren, der unten am Tisch Raimund gegenüber sitzt fragt: „Herr Doktor, fahren sie mit dem Wagen?“ Raimund, der immer noch in Gedanken versunken dasteht antwortet ihm: „Ich habe kein Auto.“ Sogleich erhebt sich dieser Herr: „Ich fahre sie hin, ich habe meinen Wagen hier in der Nähe parkiert.“ „Das ist sehr liebenswürdig, Herr Blumer, aber bis dort sind es 75 Kilometer.“ „Das macht nichts, bis zum Abend kann ich wieder zurück sein, ihre Schwester wird auch mitkommen. Ich telefoniere schnell ins Geschäft, kann ich den Apparat benützen?“

Nun erst sieht Raimund, wie Bärbeli zusammengesunken am Pult sitzt, das Gesicht in beide Hände vergraben und wie es vom Schreck und Schmerz geschüttelt wird. Er geht mit ihm hinaus und erklärt ihm in kurzen Worten was er erfahren hat.

Kaum eine Viertelstunde später fährt das Auto mit dem angsterfüllten Geschwisterpaar durch das Stadtgewirr auf die Ueberlandstraße und der Innerschweiz zu. Raimund spricht wenig, sitzt ohne auf den Verkehr zu achten neben Herrn Blumer, Bärbeli hat sich auf dem hinteren Sitz in die Ecke gekuschelt und betet den Rosenkranz.

Im Spital werden sie in ein Wartzimmer gewiesen, dort finden sie bereits die auswärtsverheiratete Schwester Klara, die ebenfalls von der entsetzlichen Nachricht zerschmettert ist. Sie wartet mit Martha schon seit Stunden auf den Bescheid der Aerzte. Martha ist verzweifelt: „Der Sturz von solcher Höhe auf das Gatter würde allein genügen um das Genick zu brechen. Und die Wunde sieht fürchterlich aus. Wenn der Vater nicht solch eine bärenstarke Natur hätte, wäre sein Leben längst ausgelöscht.“

Gegen Abend endlich tritt der Arzt in das Zimmer, zu den fragenden Gesichtern, deren Not und Angst deutlich sichtbar ist. Er erklärt: „Es ist noch schwaches Leben in ihm, und solange dürfen wir Hoffnung haben. Gehen Sie nach Hause. Besuche sind unmöglich. Sie können jederzeit mit mir oder der Schwester hier Verbindung aufnehmen. Sind Sie Fräulein Barbara? Vielleicht ist es gut, wenn Sie zur Hilfe der Nachtschwester hierbleiben. Er hat zweimal nach ihnen gerufen. Meine lieben Leute, wir haben getan, was menschenmöglich war.“ Dann nimmt der Chirurg Abschied und überläßt sie der quälenden Ungewißheit.

In der Nacht sitzt Bärbeli neben dem Bett des Vaters. Dann und wann öffnet sich leise die Türe. Die Nachtschwester schlüpft lautlos herein, betrachtet im Halbdunkel das Gesicht, fühlt den Puls. Streicht auch einmal begütigend über Bärbelis Kopf und verschwindet wieder. Das Mädchen hört auf die Atemzüge,

auf das leiſe Stöhnen und betet. Und dazwiſchen ſchleichen ſich Gedanken ein, leidvoll und bohrend: „Wäre es auch ſo gekommen, wenn ich bei ihm daheim geblieben wäre?“

Viele Nächte ſitzt Bärbeli im Lehnſtuhl neben dem Bett, lange Nächte wie in einem Marterſtuhl, bis ſich der Puls kräftiger zeigt und das Reden nicht mehr eine gefährliche Anſtrengung bedeutet.

Heimweh.

Im obern Stockwerk des Steinhauſes am Mühlebach blieben die Fenſterladen Tag und Nacht geſchloſſen. Herbſt und Winter kamen ins Land. Die Sagi blieb ſtumm und ſtill. Die Bauern brachten Holz aus ihren Wäldern und ſchichteten die Stämme übereinander. Sie hofften der große Lohrener, werde den Betrieb eher wieder aufnehmen, wenn ſie ihm treu blieben.

Der Frühling überdeckte die braunen Hänge mit friſchem Grün, lockte Blumen aus dem Boden. Gelbe Wieſen prangten. Die Vögelzüge kamen. Die Schneeſchmelze ließ Quell und Bach ſprudeln. Noch immer blieb des Vaters Wohnung verwaiſt. Das älteſte Mädchen des jungen Bauern, Trudi, diente als Mägdchen bei der Tante Klara im enneren Tal. Werni mußte neben der Schule und in den Ferien auf dem Land und im Stall helfen, weil kein Knecht zu bekommen war. Herdengeläute und Jauchzer erfüllten das Tal. Das Vieh kam zur Tränke. Wäſche hing an der Leine. Kinder ſpielten. Und doch lag Schwermut auf den Leuten im Steinhaus.

Aus dem ſtarken Mann, dem mächtigen großen Lohrener, war ein Wrack geworden. Im Privatſpital eines Spezialiſten hatte man ihn zum dritten Mal operiert. Eine furchtbare Leidenszeit lag hinter ihm. Mühſam bewegte er ſich an Krücken von ſeinem Bett bis zum Liegeſtuhl auf der Veranda.

Wie unendlich langſam vergeht die Zeit, wenn der Tod ſo nahe iſt und alle Liebe nicht helfen kann.

Was halfen ihm die Blumen in den Vaſen, die vielen Briefe und Beſuche. Der Schmerz wütete in ſeinen Knochen und das rechte Bein hing als lebloſes Gewicht an ihm. Er hat den Glauben an die Verſprechungen der Aerzte verloren, die Hoffnung je wieder aufrecht gehen zu können aufgegeben, nun wollte er heim. Die ewig gleichen Häuſer vor den Fenſtern, der Lärm, der Tag und Nacht kaum unterbrochen wurde, plagte ihn. Er ſehnte ſich nach Waldluft und Blumenduft, nach vertrauten lieben Geſichtern, nach den hellen Kinderſtimmen. Erſt jetzt wurde er ſo recht in die Seele hinein krank.

Der Arzt hatte die größten Bedenken. Nur unter ſtändiger Kontrolle einer erfahrenen

Pflegerin, dürfte ein ſolches Wagnis unternommen werden. Der breite Schädel in den Kiſſen dachte anders: „Lieber auf dem Friedhof liegen, als wieder auf den Schragen und wieder monatelang in weißen Eiſenbetten, in blauen, grauen, grünen Spitalzimmern. Wieder einmal den Bach rauſchen hören, das Stampfen der Säge, Kinderlieder, Vogelſtimmen, den Wind, der im Gebälk heult und an den Laden reißt.“

Sie mußten ihn fortlaſſen, heimbringen. Und mit ihm kam Bärbeli, mit Taſchen und Koffern. Die ſtädtiſchen Kleider und feinen Schuhe verſorgte es im Eſtrich. Die Bücher und Hefte reihte es in ſeinem vertrauten Zimmer auf. Singend ſtand es am Herd und mit Sorgfalt und munteren Worten brachte es dem Vater das erſte Eſſen daheim.

Weit öffnete es Laden und Fenſter und zog die köſtliche Luft gierig ein.

Schon in der erſten Woche kam ein fremdländiſcher Beſucher. In Manchesterhoſen, rotem Halstuch und buntem Hemd. Er kam von Finnland, aber der Kranke ſagte du zu ihm. In ſeine Mundart hatten ſich fremdländiſche Ausdrücke eingeſchlichen. Er blieb zum Mittageſſen da und fuhr mit einem breiten amerikaniſchen Wagen fort. Sager-Turi, nannte ihn der Vater. Erzählte wie er als Bub hier im Mühletal im Sägewerk gearbeitet habe.

Anderntags kam er wieder im ſelben Gewand. Nach einer Stunde lief das kleine Gatter, dröhnte ſchon wieder das Stampfen und Kreiſchen in die Stube hinauf. Das war heilſame Muſik für den Lohrener. Aechzend und ſtöhnend hantelte er ſich zum Fenſter hinüber und rief: „Schau Bärbeli, der Turi hat das alte Waſſerrad in Gang gebracht. Er treibt das Gatter mit dem Mühlerad, wie er es früher als Bub gemacht hat.“

Zum erſten Mal ſeit ewig langer Zeit aß der Vater mit Appetit. Bärbeli konnte wehren und jammern, ſo viel es wollte. Es mußte ihm einen Sitz zurecht machen, er wollte am Tiſch ſchreiben. Griff nach dem Telefon, redete mit den Bauern, die Holz zu verrechnen hatten, lud den Pfarrer zum Mittageſſen ein. Nach allen Seiten nahm er Verbindungen auf. Der große Lohrener war wieder da, nahm ſein Werk wieder in die Hand.

Bärbeli mußte jede Minute zur Hilfe bereit ſein. Die ſtrengen Vorſchriften des Arztes ſcheiterten zwar am neuaufgebrochenen Lebenswillen des Vaters. Jedoch verſuchte es zu verhüten, was möglich war und ihm jede Anſtrengung zu erſparen. Nachdem die Küchenſchränke mit Vorräten gefüllt, und die Wohnung wieder recht ſauber in Beſitz genommen war, blieb ihm doch viel freie Zeit.

Wie der liebe Gott die Fäden ſpinnt.

Während den langen Liegeſtunden am Nachmittag und nach dem frühen Zubettgehen des Vaters, konnte es ſeinen Liebhabereien anhängen, ſoweit dies hier in der Abgeſchiedenheit geſchehen konnte. Oft ſaß es bei Martha und den Kindern in der Stube. Eines Abends, Werner war zu einer Verſammlung fortgefahren, plauderte es gemütlich mit der Schwägerin, erzählte von Raimund. Wie gut es ihm in ſeiner Anwaltspraxis gehe und wie intereſſant dort die Arbeit und das Leben geweſen ſei. Berichtete von frohen und ernſten Zuſammenkünften mit den Studenten und Akademikern und von aller Kurzweil, die eine ſo große Stadt zu bieten vermöge.

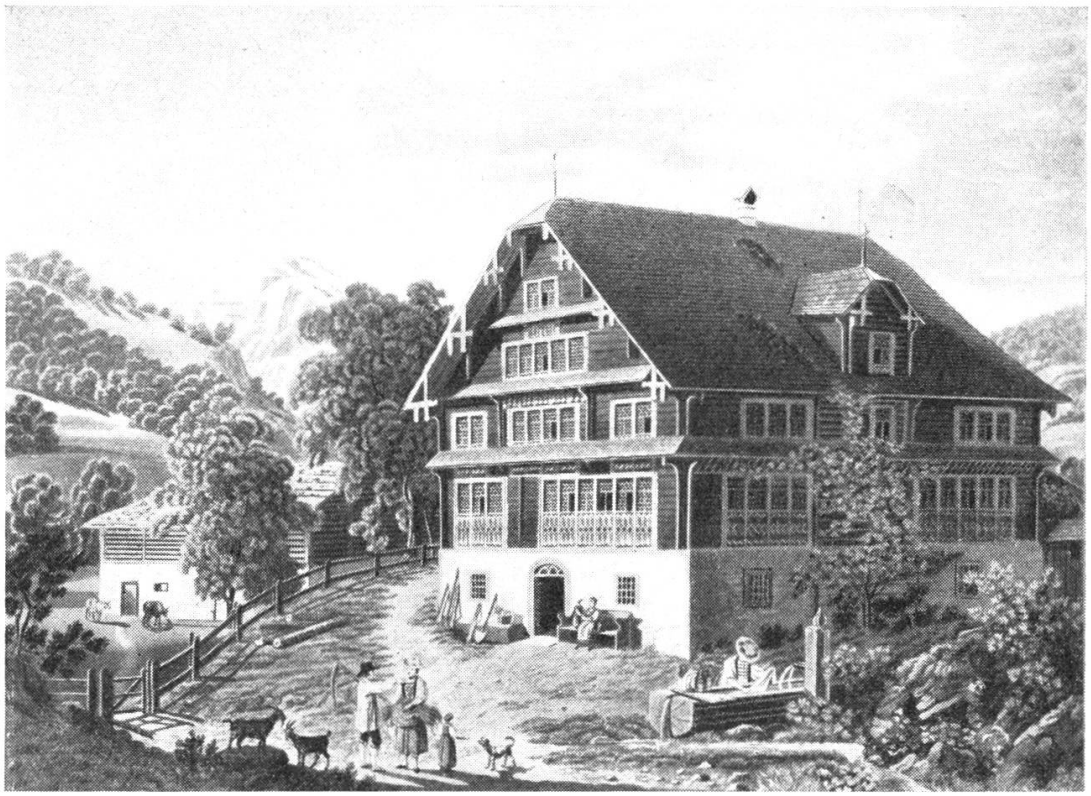
Martha redete gern während dem Flicken und Glätten. Sie war froh einen ſo muntern Geſprächspartner zu haben. Mit Anna-Marie kam ſie nie ſo recht in ein vertrautes Geſpräch. Auch plagte ſie ihretwegen die Eiferſucht. Die Magd war ſo tüchtig, ſo hübſch und hatte nie ſchlappe und griesgrämige Tage, das ſtach den Männern in die Augen.

„Ich bin unendlich froh, daß du da biſt Bärbeli“, ſagte Martha, für dich muß das aber ein Opfer ſein. Du haſt dich jetzt an die Stadt gewöhnt. Verkehrſt gerne mit gebildeten Leuten, ſtudierſt gerne, freuſt dich auf Theater und Vorträge. Das alles mußt du hier entbehren. Und ſchließlich willſt du doch auch einmal heiraten. Wie kannſt du hier in dieſem abgeſchiedenen Stück Welt einen Mann finden, der deinem Herkommen, Vermögen und deinen Wünſchen entſpricht?“

Mit forſchendem Blick ſchaute Bärbeli zu Martha hinüber, wollte zuerſt ergründen, ob dieſe Gedanken auch aufrichtig gemeint ſeien,

dann ſagte es: „Du weißt ja, ich bin viele, lange Nächte beim Vater geſeſſen. Was du jetzt ausſprichſt, iſt mir nur zu oft alles und noch viel mehr durch den Kopf gegangen. Damals habe ich mit dem lieben Gott ein Abkommen getroffen. Wie lange habe ich darunter gelitten, daß ich Vater davongelaufen bin. Alſo habe ich dem lieben Gott geſagt, diesmal werde ich nicht mehr ausweichen. Er ſoll mir zu dienen geben, was er will. Wenn der Vater das Leben erhalten kann und er mich braucht, dann bin ich jederzeit und immer bereit. Und mit dieſem Verſprechen bin ich hergekommen. Der liebe Gott hat aber auch die Möglichkeit mein Leben ſo zu geſtalten, wie es, genau nach deinen Worten, meinem Herkommen und meinen Anlagen gemäß ſein ſoll. Meinſt du Martha, er hat nicht die Macht, mir hier in das hinterſte Mühletal einen guten Mann zu ſchicken, wenn das für mich in ſeinem Plane liegt? Der liebe Gott iſt viel größer, als wir ihn uns vorſtellen. Iſt aber auch viel beſorgter um uns, als wir das nur je erahnen können.“

„Glaubſt du wirklich an ſolche Vorſehung?“ zweifelte Martha, „das riecht ſo ein bischen nach Faſtenpredigt.“ Bärbeli ließ ſeine Arbeit liegen, ſetzte ſich nahe zu Martha hin und ſagte: „Ich habe das von Kind auf immer geglaubt, für wahr gehalten und auch oft und oft an mir ſelber erfahren. Dann habe ich in der Stadt im Kreis junger Katholiken der Mittelſchule und der Uni mitgemacht. Wir haben regelmäßig Unterrichtsvorträge beſucht für Studenten und Akademiker. Dort habe ich noch die tiefe theologiſche Ergründung dieſes Glaubens gelernt. Weißt du das Geheimnis liegt darin, daß die Fügungen und Führungen Gottes von unſerer Bereitſchaft abhängen. Wenn wir ganz in dieſem Glauben leben, und Gottes Verfügungen kennen, nicht den geringſten eigenmächtigen Widerſtand entgegenſetzen, dann erfahren wir erſt ſeine Barmherzigkeit und Liebe. Dann kann er ſeine Pläne an uns verwirklichen. Und nur ſo können wir in vollem Sinne glücklich werden.“



So ſchön waren früher die Unterwaldner-Häuſer
Nach einem Stich von 1810

Wer von all den Leuten, die abends am großen Steinhaus am Mühlebach vorüber-

gingen, das traute Licht in der Stube leuchten ſahen, wer von ihnen hätte wohl gedacht, daß hinter den bunten Vorhängen, ſolche Geſpräche geführt würden. Ja, Bärbeli ging noch weiter und lachte: „Ich ſage dir Martha, den fügſamen Chriſten wird auf dem Brett ſerviert, was ihnen zum Guten zukommen ſoll, zur eignen Ueberraſchung auf dem Brett ſerviert!“

Dann kamen auch wieder Abende, da Bärbeli nicht wagen konnte, die Wohnung zu verlaſſen, weil es nicht aus der Rufweite gehen durfte. Bei Wetterumſchlägen und vor Föhneinbruch, hatte der Vater böſe Zuſtände. Dann blieb es ſtändig in ſeiner Nähe. Es ließ ſeine Erinnerungen aufleben, ſchleppte Bücher zum Tiſch oder Bett und ſein Denken unternahm weite Flüge.

In einer ſtillen Stunde fiel ihm ein, ſeine Briefſchaften, die es bei der eiligen Abreiſe aus Raimunds Wohnung hampfelweiſe eingepackt hatte, zu ordnen. Programme von Anläſſen, Karten von Studenten aus fernen Ländern, Briefe von Freundinnen und Bekannten, Theaterbillets, Ausſtellungskataloge lagen wirr durcheinander in einer Schuhſchachtel. Beim Ordnen und Sortieren ſchlüpfte ein kleines Billet aus dem Bündel und flog unter den Tiſch, ohne daß Bärbeli darauf achtete.

Am morgen beim Aufräumen, kam ihm dieſes weiße Kärtchen in die Hand, das es zuerſt achtlos in den Papierkorb werfen wollte. Bärbeli beſah ſich die Schrift, ſtutzte, und war erſtaunt dieſes ſorgſam gehütete Brieflein auf dem Boden zu finden, die Abſchiedsgrüße an die Würſtlidame, vom Roſendorn durchſtochen. Das Feſt auf dem Lindenplatz lebte wieder in ſeiner Erinnerung auf. Ach, wie weit zurück lag dieſe Zeit, wie unendlich fern. Und doch ſchlug ſein Herz raſcher und heftiger beim Leſen dieſer Zeilen und dieſes Namens. Wo mochte er jetzt weilen, in der Stadt, in ſeines Vaters gaſtfreundlichem und protzigen Haus, oder irgendwo auf Reiſen? Bärbeli war an dieſem Morgen keine aufmerkſame Pflegerin. Immer wieder ſchweiften ſeine Gedanken ab. Die vielen Kunſtgriffe, die beim Aufſtehen und Anziehen des Vaters nötig waren, wollten ihm nicht recht gelingen.

Wie man mit einem Beſinnungsloſen gut reden kann.

Der Sager-Turi nahm die Geſchäfte des Sägewerks tatkräftig in die Hand. Er kam jeden Tag, dies war auch ſo vereinbart. Oft blieb er über Nacht hier, verreiſte aber ſchon vor dem Eſſen. Dann wieder kam er ohne ſich anzumelden, kurz vor Mittag. Bärbeli mußte alſo für dieſen unregelmäßigen Koſtgänger immer etwas zu eſſen in Bereitſchaft halten. Das war nicht beſonders angenehm, aber kurzweilig, denn Turi war ein köſtlicher Erzähler. Sein abenteuerreiches Leben bot Stoff für tauſend Abende und die Art, wie er die Erlebniſſe ſchilderte, mußten den Zuhörer in Bann ſchlagen. Nur wenn die Fragen und Reden auf ſeine Familie zuſteuerten, wurde er wortkarg und einſilbig. Einen Ehering trug er nicht. Und doch kam ihm dann und wann ein Wort von ſeinen Kindern auf die Lippen. Zwei Mädchen, die ſchon längſt erwachſen waren. Mit zwanzig Jahren war er nach Kanada ausgewandert und nun von Finnland nach zwei Kriegen heimgekehrt. Sein Geſicht war hart und von kräftigen Runzeln durchzogen, von kalten Winden und rauher Luft gegerbt. Widerſtände und Ueberraſchungen berührten ihn nicht ſehr. Auch kannte er wenig weiche Gefühle.

An einem frühen Vormittag brachte er zuſammen mit dem Knecht, auf einem Sagbrett einen jungen Mann, der ohne Bewußtſein lag ins Steinhaus und ſagte: „Da bringe ich euch Blumers neuen Chauffeur, der verſteht vom Aufladen keinen Dreck. Iſt von der Ladung herunter gefallen, wird ſchon bald wieder zu ſich kommen, fiel nur ins Gras.“

Frau Martha beſah ſich die Beſcherung, die die beiden im Hausgang zurückgelaſſen hatten. Sie betrachtete den Verunfallten prüfend. Für einen Holztransport-Chauffeur waren ſeine Hände zu feingliederig, und auch die Kleider wollten ihr zu dieſem Beruf nicht recht paſſen. Sie ſtrich ihm Schnaps an Stirne und Schläfen, öffnete ihm den Kragen, ſtellte befriedigt feſt, daß ein Augenlid zu zwinkern begann. Wahrſcheinlich, weil der Alkohol ins Auge gedrungen war. Sie griff nach dem Puls, ſchickte die Kinder weg, rief

Bärbeli und ſagte zu ihm: „Komm, wir tragen ihn in die Stube. Er ſoll doch nicht am Durchzug liegen.“ Mit einiger Mühe gelang es ihnen das lange Brett und den ſchweren Mann in die Stube hinein zu manöverieren, dann wälzten ſie ihn auf das Kanapee.

Eiligſt berichtete Martha, was der Turi geſagt hatte und mit den Worten: „Du biſt Krankenſchweſter, ich muß in die Küche“, floh ſie davon. Dem guten Bärbeli blieb der Verſtand ſtill. Entweder träumte es, oder hatte ſich in ſeinem Kopf der Sehnerv verſchoben. Was da vor ihm lag, den Arm wie tot herunterhängen ließ, und bleich wie Aſche im Geſicht, mit dreckigen Hoſenſtößen, das war der ehemalige Handelshochſchüler Gottlieb, der Transportchef am Würſtlifeſt.

Zarter und feinfühliger als Martha, begann nun Bärbeli das Geſicht mit Schnaps zu beleben, Stirne, Schläfen und Wangen zu ſtreicheln, zog einen Hocker heran und betrachtete eindringlich das ebenmäßige, wenn auch lebloſe Geſicht des jungen Mannes. — „Gottlieb“, flüſterte es, „Gottlieb!“

I Gottes Name lobe
Foto Leonard von Matt

Kein Zucken, kein Zeichen verriet, daß er den Ruf vernommen. Bärbeli begann mit ihm zu reden: „Du biſt immer von gemächlicher Auffaſſungsgabe geweſen, Gottlieb. Wenn man dich hätte haben ſollen, dann warſt du nirgends zu finden. Wenn man nie daran gedacht hat, dann biſt du plötzlich aufgetaucht, wie heute. Weißt du eigentlich, daß du ein ganz lieber, netter Kerl biſt. Nur etwas unbeholfen in der flinken Stadt. Du biſt ein Freund meines Bruders. Aber du biſt noch etwas mehr. Du biſt treu und rückſichtsvoll. Das iſt heute nicht Mode bei jungen Männern. Gottlieb, du biſt im höchſten Grade unmodern. Man geht auch nicht an die Handelshochſchule um nachher Laſtwagen zu fahren und Holz zu verladen. Schuſter, bleib bei deinem Leiſten! Bleib du hübſch im Großhandel, dann mußt du nicht in fremden Häuſern ohne Beſinnung auf dem alten Kanapee liegen. Komm, ich lege dir eine Kompreſſe mit Branntwein auf dein junges Herz. An wen haſt du es verloren? Von allen deinen Freunden weiß man Beſcheid. Nur du biſt immer einſam und undurchſichtig geblieben. Hübſch iſt das, wie du mir zuhörſt. So kann ich einmal in aller Offenheit und ergiebig mit dir reden. Leideſt du immer noch unter der harten Hand deines Vaters, unter der Geziertheit und Geſellſchaftsſucht deiner Mutter. In dieſem Punkt biſt du wieder modern. — Leidender Jüngling aus verwöhnten Kreiſen, das kommt oft vor, auch in der Literatur. — Ich möchte dir einmal deine Flauſen ausblaſen. Komm zu mir, Gottlieb, ich will dir eine Kur verſchreiben. Aber zuerſt möchte ich dich wieder zum Leben zurückrufen“, und mit ganz lauter Stimme ſagte es nun ſeinen Namen.

Mit ſchweren Schritten kam Turi durch den Gang und in die Stube. „Bärbeli, ſchau mal nach, ob er den Schalterſchlüſſel für ſeinen Karren in der Taſche hat. Wir müſſen mit ſeinem Laſtwagen wegfahren, es kommt Holz“ Mit eigenartigen Gefühlen griff Bärbeli zu, fand Cigaretten, Anzünder, Taſchentuch, Pillen, Bleiſtifte, Meſſer, Zahnſtocher, Schriften. Was ſo ein Mann bei ſich trägt und wie viel Taſchen eine Männerkleidung aufweiſt. Turi wollte nicht länger warten. „Ich will dir zeigen“, ſagte er, „wie wir im Norden unſere Arbeitskameraden in ſolchen Fällen zum Verſtand gebracht haben.“ Er öffnete die Türe weit, und ſchlug ſie krachend

zu. Gespannt schaute er auf den Erfolg seiner Heilmethode. Nichts regte sich im bleichen Gesicht. „Gieß ihm Wasser über den Kopf, Bärbeli", schimpfte Turi und ging davon. Von oben drang nun Vaters Stimme an Bärbelis Ohr. Eilig trippelte es hinauf.

Dem Vater sagte es nichts von dem stummen Besucher in der Stube. Es hörte Martha hineingehen, kam dann und wann hinunter, legte ihm eine frische Kompresse auf. Redete mit ihm und sprang schnell wieder hinauf. Vater hatte durch den lauten Knall einen Schrecken erlebt, es durfte ihn nicht zu lange allein lassen.

Nach und nach begann es doch zu überlegen, ob es nicht dem Arzt berichten oder Gottliebs Vater telefonieren solle. Schließlich wußte es ja nicht, wie tief er gestürzt, wohin er gefallen war.

Für das Mittagessen verließ es sich auf Eingemachtes. Anna-Marie riet ruhig zuzuwarten. Solche Zustände brauchen vor allem Ruhe. Sie nahm die Kinder in die Küche. Bevor Bärbeli das Fleisch in die Pfanne legte, ging es mit dem festen Entschluß hinunter, zu telefonieren, schaute durch den Türspalt hinein, sah Gottlieb auf dem Kanapee sitzen, das schnapsgetränkte Tuch in den Händen und erstaunt die Stube betrachtend. „Guten Morgen, Gottlieb, gut geschlafen?" begrüßte es ihn.

Der junge Mann griff sich an den Kopf, rieb sich die Augen, legte die Hände auf den Schädel und stöhnte. Bärbeli trat herzu und sagte: „Kopfweh? Ist ganz in Ordnung. Mußt eben nicht schon am frühen Morgen mit Purzelbäumen anfangen. Leg dich nur wieder hin. Komm, so, wie ich dich gebettet habe, schön flach, und die Kompresse, die nützt dir in den Händen nur sehr wenig. Leg du dir die nur wieder auf dein gutes Herz. Hast du Durst? Kann ich dir einen Cognac bringen mit Wasser oder Starkstrom?"

Folgsam legte er sich wieder hin und fragte: „Barbara, wie kommst du hierher?" „Lieber, junger Herr", diese Frage möchte ich gerne an dich richten?" sagte Bärbeli ruhig, schaute ihn an und fühlte sich unendlich erleichtert, daß er endlich Lebenszeichen von sich gab. „Ich weiß nicht, ich weiß nicht", sprach er mit Mühe.

„Siehst du Gottlieb, ich weiß auch nicht", redete es heiter zu ihm, „vorläufig brauchen wir ja auch nicht alles zu wissen. Wir haben Zeit! Zuerst bleibst du jetzt hübsch brav hier liegen. Dann versuchen wir herauszufinden, wie du auf Cognac ansprichst, dann können wir wieder ein Stück weiter sehen." Es mischte ihm einen starken Trunk und mit gewohntem Griff hob es ihn ein wenig auf und flößte ihm vorsichtig Schluck um Schluck ein.

„Das dürfte dem Herrn Lastwagenchauffeur wohl bekommen, nehme ich an, solche Leute sind an kräftige Getränke gewohnt", sagte Bärbeli und legte ihn vorsichtig wieder zurück. „Du amüsierst dich, und mir brummt der Schädel und ist übel", stöhnte Gottlieb. „Ich freue mich nur, daß dir besser geht, ein simpler Akt der Nächstenliebe, weiter nichts", versicherte Bärbeli, „und wenn du dann wieder deiner Glieder und Sinne mächtig bist, dann kannst du mir den Schaltschlüssel geben. Turi will nämlich deinen Lastwagen wegfahren, weil Holzfuhren gekommen sind."

Gespannt verfolgte Bärbeli das nervöse Hasten seiner Hände. „Dort ist er nicht", höhnte es, „da hab ich auch gesucht. Also doch noch eine Tasche, die ich nicht entdeckt habe, danke! Schön brav liegen bleiben, ich komme bald zurück." Dann eilte es mit dem Schlüssel davon.

So kam Turi zu seinem Schlüssel und nachher zu seinem Mittagessen. Und unterdessen wartete Gottlieb auf das allmähliche Verschwinden seiner Kopfschmerzen.

So hart und herzlos war der Sager-Turi auch nicht, daß er Gottlieb mit dem Lastwagen allein heimfahren ließ. Er sagte, er könne es gut mit einem geschäftlichen Gang verbinden, er müsse ohnehin in den nächsten Tagen nach Zürich und fahre ganz gern wieder einmal mit einem schweren Laster. Gegen Abend holte er den verunglückten Chauffeur im Steinhaus ab und sagte zu Bärbeli: „Kannst uns noch ein Kissen mitgeben, für den Fall, daß er noch nicht genug geschlafen hat."

Noch etwas unsicher auf den Beinen, verabschiedete sich Gottlieb vor der Haustüre, dankte zum zwanzigsten Mal und wollte die Hand seiner gütigen Pflegerin nicht mehr loslassen.

Bärbeli ſchaute zu, wie ſie in den Führerſtand ſtiegen, wie eine Rauchwolke aufſtieg, die roten Lichter aufflammten und dann weit unten im Wald verſchwanden.

Ob ein Doppeleſel auch gern Diſteln frißt?

Der große Lohrener, in die Räume ſeiner Wohnung gebannt, hatte nun Zeit genug den Lauf der Jahreszeiten, Wieſen und Wälder zu betrachten. Er ſaß viel am Fenſter und freute ſich, das Werk der Bauern auf den Matten, das weidende Vieh und den Betrieb in der Sagi zu betrachten. Nur wenn er Bruno, den jungen Steinböckler, wie er ihn nannte, auftauchen ſah, dann ſpürte er wieder Schmerzen in der Leber. Nun war er nicht mehr imſtande, ihn handgreiflich zurecht zu weiſen. Auch in anderer Beziehung erlebte er mit dieſer Sippe manchen Aerger. Der Steinbock-Wirt hatte es verſtanden, während ſeiner langen Abweſenheit in der Politik Einfluß zu gewinnen. Er ſchlüpfte in Aemter, die früher vom Steinhaus aus regiert worden waren. Nach dem Unglück und ſchon während den erſten Monaten ſeines Krankenlagers, hatte der Steinbock-Wirt davon geſprochen, der Lohrener müſſe im Gericht erſetzt werden. „Der kommt nie mehr ins Rathaus, das iſt eine zerfallene Ruine. Das Gericht muß wieder vollzählig tagen können.“ Blagierte mit ſeinen Kenntniſſen im Rechts- und Geſetzesweſen und ſtellte ſich ſelbſt in den Vordergrund der Kandidaten und das zur Zeit, da noch keine Rede davon war, der Verunfallte wolle auf ſein Amt verzichten.

Der Beobachter im Steinhaus ſah immer öfters Bruno im Sägewerk auftauchen, oder entdeckte den roten Sportwagen vor der Einfahrt ſtehend. Er warnte den Sager-Turi vor dieſem Nichtsnutz. Dieſer aber gab meiſtens auf ſolche Reden keine Antwort, oder bemerkte nur, er befaſſe ſich nicht mit Politik. Bruno kam ſogar ins Steinhaus, tauchte plötzlich bei Anna-Marie in der Küche auf, und verlangte einen Schnaps. Er war ja gewiß, daß nun keine Gefahr mehr beſtand, der große Lohrener werde unvermutet hinter ihm auftauchen. Unter dem Deckmantel der Schützenfreundſchaft, oder während der Vorbereitung eines Schießanlaſſes, kam er mit Schriftſtücken zu Werner, niſtete ſich in der Stube ein und verſuchte ſich an Anna-Marie heran zu machen. Jedoch ſtieß er dort auf harten Stein und erntete nur eiſige Blicke.

„Guten Morgen Gottlieb, gut geſchlafen?“

Wieder einmal kam Blumers großer Laſtwagen am frühen Morgen vor die Sagi gefahren. Turi war kaum erſt angekommen, ſchaute den Chauffeur abſchätzig und prüfend an und meinte: „Habe letztes Mal nicht gewußt, daß du der Sohn vom Blumer biſt.

Ich rate dir zu verduften. Laß uns allein aufladen, will nicht die Verantwortung auf mich nehmen, wenn wieder etwas passiert. Geh du hinüber ins Steinhaus, laß dir ein kräftiges Frühstück vorsetzen, nach der langen Fahrt." Diese rauhe Sprache wurde aber in einem freundlichen Ton vorgetragen und von verständnisvollem Augenzwinkern begleitet. Gottlieb meinte dazu: „Ein währschaftes Znüni könnte mir wohl gefallen, aber beim Aufladen will ich dabei sein, kommt nur darauf an, vor oder nachher."

Turi gab den Rat, zuerst die Kräfte zu stärken. Er wolle unterdessen die Stämme herrichten. Also schlenderte Gottlieb gemütlich den krummen Weg hinan, fand die Haustüre offen, trampte die Stiege hinauf und wartete dort vor den unbekannten Türen. Welch ein Schreck für Bärbeli, da es mit einem Haufen schmutziger Wäsche aus Vaters Schlafzimmer kam und Gottlieb vor sich sah. „Hast du wieder Kopfschmerzen?" fragte es, um seine Verlegenheit zu verbergen. „Nein, diesmal Bauchweh. Das heißt mehr ein Grimmen und Brummen", sagte Gottlieb, „Turi meint, du wissest sicher einen guten Rat." „Laß mich zuerst mit diesem Bündel verschwinden, geh dort in die Küche hinein, ich komme sofort."

Gehorsam und gut gelaunt ging Gottlieb voraus. Besah sich den weiten Raum, der schon so früh tadellos aufgeräumt in Sauberkeit prangte. Auf der einen Seite mit allem modernen Komfort ausgestattet, blitzte und leuchtete an der Wand gegenüber altes, schöngeformtes Kupfergeschirr, Kuchenformen, Pfannen und Kannen. Er setzte sich breitbeinig an den Tisch und ließ seine Augen vergnüglich in der Runde schweifen.

„Für Gottlieb wäre ein Schoppen Wein, wohl das Richtige, für den Lastwagen-Chauffeur ist eher Milchkaffee anzuraten, ein Stück Speck aus dem Kamin und Gedörrtes dürfte dem armen Magen auch ordentlich aufhelfen", meinte Bärbeli im Hineinkommen, „bist du einverstanden?" Er wehrte sich nicht und schaute zu, wie es aus Schrank und Schrein behend Geschirr und Speise nahm und den Herd bediente. „Heute sehe ich dich zum ersten Mal als Hausfrau", sagte Gottlieb, „geht dir flink von der Hand." „Ist auch leichter als Stämme aufladen", lachte Bärbeli und fuhr fort, „sag mir Gottlieb, warum machst du den Chauffeur?"

Gottlieb, mit dem ersten Bissen im Mund, bewegte den Kopf hin und her und sagte: „Da sind hauptsächlich zwei Gründe vorhanden. Einmal hat sich mein Vater die Idee in den Kopf gesetzt, sein Sohn und späterer Nachfolger im Holzhandel müsse alles können. Darum habe ich Schulen und Kurse besucht, wo sie nur im In- und Ausland zu finden waren, dann schickte er mich auch in die Länder mit exotischen Hölzern. Wenn ich Kaffee- oder Zuckerhändler wäre, müßte ich nach diesem System in Brasilien Bohnen pflükken oder auf Kuba Zuckerrohr schneiden. Hier also muß ich jede Routine im Laden und Fahren erwerben. Vater sagt immer, man dürfte sich nichts vormachen lassen, man müsse jede Arbeit selbst verstehen, sonst werde man übers Ohr gehauen. Und dann ist noch ein zweiter Grund. Eigentlich könntest du mir dafür die beste Auskunft geben. Wie komme ich sonst hierher ins Steinhaus am Mühlebach?"

„Ach so, ja da gibt es auch zwei Möglichkeiten", erklärte Bärbeli flink, „Du steigst in die Bahn, fährst bei einigermaßen guter Verbindung bis zu unserer Talstation, mietest dort einen Kinderwagen, und läßt dich hierherstoßen. Oder du nimmst Vaters Auto und bist in ungefähr anderthalb Stunden da. Dabei muß ich dich aufmerksam machen, Kinderwagen sind im Dorf etwas schwierig zu bekommen." Mit solchen Neckereien garniert, mundete dem jungen Mann sein üppiges Frühstück ausgezeichnet. Nicht einen einzigen Gedanken widmete er dem Holz, das er aufzuladen versprochen hatte.

Auf Vaters Ruf verschwand Bärbeli und kam nach kurzer Zeit mit dem Bescheid zurück, Gottlieb soll in die Stube kommen. Dort saß der große Lohrener hinter dem Tisch, hatte beide Arme aufgestützt, sah kräftig und gesund aus, soweit man ihn sehen konnte. „So, das ist also der Junge vom Blumer, wie man sagt, der einzige Sohn, hab deinen Vater gekannt, wie er in deinem Alter war, damals haben wir schon miteinander gehandelt. Hat etwas geleistet dein Vater. Schafft er immer noch so schnitzig?"

Uifeſtiigete

Foto Leonard von Matt. Aus dem Heimatbuch von K. Vokinger, Nidwalden Land und Leute

Gottlieb begann zu berichten, wie vielſeitig das Geſchäft ſei. Wie der Vater immer noch weiter ausbauen wolle und kaum mehr Zeit finde zum Schlafen, denn abends müſſe er mit der Mutter ausgehen, zu Geſellſchaften und Anläſſen oder den Hausherrn ſpielen, weil die Mutter gerne Gäſte einlade. „Hat ſchon immer, viel zu viel angereiſet, dein Vater“, ſagte der Lohrener, „er kann aber auch viel aushalten, hat Kräfte für drei. Einmal iſt es dann auch für ihn genug. Kann ſein du wirſt vom einen zum andern Tag der Chef.“ Ein ſchmerzlicher Zug flog über ſein Geſicht. Mit beiden Händen brachte er ſein kraftloſes Bein in eine andere Lage und fuhr fort: „Soll einmal hier vorbei kommen. Möchte gerne ſehen, wie es mit ſeinen Haaren und Runzeln ſteht. Habe ihn lange nicht mehr unter die Augen bekommen.“

Bärbeli brachte nun doch ein Glas Wein, um die Geſchichten von alten Zeiten zu beleben. Es wurde allerdings bald jäh unterbrochen. Ein entſetzliches Geſchrei war zu vernehmen. Die Türe flog auf und Walterli kam heulend und jammernd mit erhobener Hand herein und lief auf Bärbeli zu: „Hat mich gebiſſen!“ Die andern Worte wurden vom Weinen erſtickt und von der Schürze des Mädchens, in die er ſein Geſichtlein vergrub. Bärbeli nahm die emporgeſtreckte Hand in Augenſchein, entdeckte ein Tröpflein Blut am Finger, hob den armen Knaben auf, ſetzte ihn auf ſein Knie und ſprach gütig auf ihn ein: „Die Katze hat dich gebiſſen, die böſe Katze! Ja das tut weh! Jetzt aber blaſe ich dir alles weg. Und dann machen wir einen Verband. Einen großen Verband. Dann kannſt du den Arm in der Schlinge tragen. Ja, ja du biſt ein lieber Bub. Wo haſt du die

Wurſt genommen?“ „In der Küche.“ „Und dieſe Wurſt hat dir die Katz genommen?“ „Ja!“ „Siehſt du Walterli, das iſt ein Kriminalroman. Das verſtehſt du jetzt noch nicht. Aber dein Großvater verſteht das. Der iſt ein Richter, der läßt alle Diebe einſperren.“ „Wo?“ „Im ſchwarzen Kerker!“ Bärbeli beſchreibt genau wie der Kerker ausſieht, legt einen dicken Verband um den Kinderfinger und ſchon iſt aller Schmerz verflogen. Walterli will nicht mehr fort, will weiter auf Bärbelis Schoß ſitzen, kuſchelt ſich an ſeine Bruſt und lacht mit dem tränenverſchmierten Geſichtlein.

Gottlieb hat die ganze Zeit kein Wort geſprochen, nur hingeſchaut, wie der Bub, wie bei einer Mutter Hilfe und Troſt ſucht und findet. Ein Bild, das ihm tief ins Herz hinein wohl tut. Er, der Kinderfreund, der ganz allein in dem großen Haus daheim aufgewachſen war, und bis zur Schulzeit nur ſelten Spielkameraden hatte.

Beim Abſchiednehmen vor der Türe ſagt er: „Bärbeli, ich bin ein Eſel, ein Doppeleſel. Fahre und fliege in der halben Welt umher und ſehe das Glück, zwei Meter vor meinen Augen nicht.“ Das Mädchen ſchaut ihn forſchend an, aber ſchon ſitzt ihm wieder der Schalk in den Augen und es ſagt trocken: „Für den Fall, daß du noch Hunger haſt, ſchau, dort unten wachſen Diſteln am Hag.“ Erſtaunt frägt er: „Diſteln, warum?“ Bärbeli lacht: „Nur ſo wegen dem Eſel! Oder haben Doppeleſel andere Gelüſte?“ „Bärbeli, kann man mit dir nie ernſt reden?“ frägt er plötzlich in traurigem Ton. „Meiſtens nur auf dem Kirchweg und bei Beerdigungen, aber auf Wunſch könnte ich auch eine Ausnahme machen, auf ſchriftliche Eingabe hin.“

Von einem fliegenden Mäuſefänger.

Dieſe Eingabe kam ſchon zwei Tage ſpäter in Form eines vielſeitigen Briefes. Die darin gewünſchte, ernſte Ausſprache aber mußte verſchoben werden, weil in Werners Stall und in einigen Gehöften der Umgebung, die Maul- und Klauenſeuche ausgebrochen war.

Der Winter war für den leidenden Vater eine böſe Zeit. Der Frühling mit ſeinen Stürmen, den ſchwülen Märztagen und naßkalten Aprilſcherzen nicht minder. An einem Sonntag brachte Raimund ein buntbebildertes Buch über Holland ins Steinhaus, zeigte dem Vater die weiten, farbigen Tulpenfelder, die Windmühlen und Blumenbeete und alle Schönheiten dieſes prächtigen Landes. Mit Intereſſe ſtudierte der Vater den halben Nachmittag das Buch. Anſchließend brachte Raimund ſein Anliegen vor. Er ſei dem Bärbeli immer noch einen Reſt Lohn ſchuldig und möchte dies, auf eine beſonders nette Art entgelten. Wenn der Vater einverſtanden ſei, wolle er ſeiner Schweſter eine Hollandreiſe ſchenken, im ſpäten Frühling ſtehen die Tulpenfelder in Blüte. Für die Abonnenten ſeiner Illuſtrierten, werde eine Zehntage-Reiſe arrangiert, er habe vorſorglich bereits einen Platz im Flugzeug beſtellt. Nur ſo kurze Zeit könne ſich der Vater ſchon mit den Leuten im Haus behelfen, auch käme ja bald ſein Großkind aus der Stelle zurück. Ob er ſich dies nicht überlegen wolle.

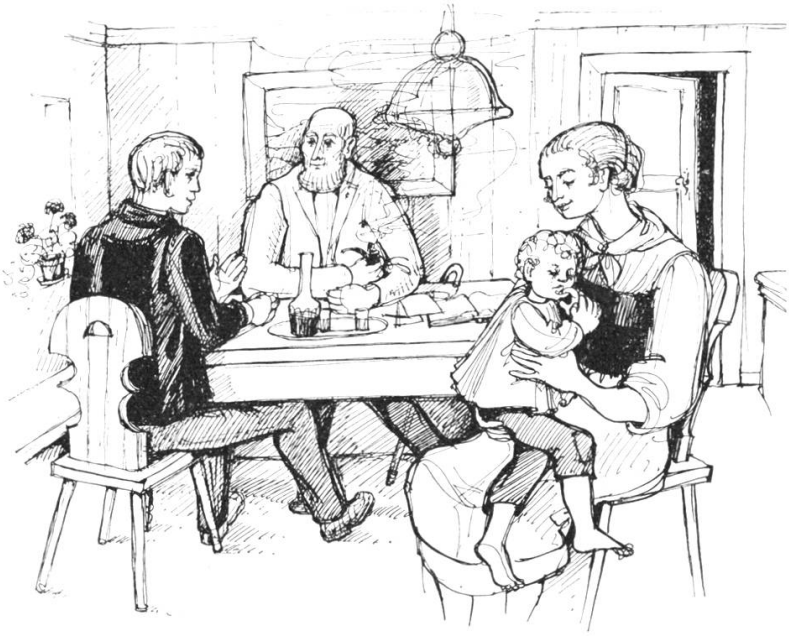
„Meinſt du“, begann der Vater, „ich habe mir darüber nie Gedanken gemacht? Ich weiß ſchon, daß ich das arme Bärbeli an mein krankes Bein kette. Wie oft habe ich ſchon den Entſchluß gefaßt, es wieder frei zu geben. Aber wenn die Schmerzen wieder kommen, dieſes Ziehen und Reiſſen, wie mit Meſſern und Eiſenkrallen, und mir niemand helfen kann, auch der Doktor nicht. Bärbeli weiß immer einen Rat, jedesmal eine Linderung. Dann ſchiebe ich ſolche Gedanken wieder auf die Seite. Du aber Raimund bringſt jetzt eine gute Idee. Aber du darfſt das nicht bezahlen, das ſpendiere ich.“

Bärbeli durfte vorläufig noch nichts wiſſen. Erſt kurz vor der Reiſe, juſt ſo, daß es noch genügend Zeit fand, alles herzurichten, überreichte ihm der Vater den Fahrſchein. Bärbeli ſchaute glückſelig auf den hübſchen Proſpekt, konnte vor Freude kaum ſeine Tränen zurückhalten. Dann aber fragte es beſorgt: „Und du, Vater, wie hilfſt du dir?“ Wenn der Vater nicht gewaltſam ſeinen Schmerz verbiſſen und von Wohlſein und Beſſergehen geheuchelt hätte, wäre der ſchöne Plan noch ins Waſſer gefallen.

Und doch kam der Tag, da Bärbeli in elegantem Reiſekleid in Kloten ſeinen Reiſepaß

vorzeigte, den Fahrschein stempeln ließ und mit lauter unbekannten Leuten zusammen die Zollschranke passierte. Die Reisekoffern waren schon verladen. Motoren brummten. Große Silbervögel glitzerten in der Sonne. Der Lautsprecher verkündete: „Ankunft des Kursflugzeuges von Kairo! — Abflug nach Wien auf Piste drei! — Fluggäste für Rotterdam bereit machen!“

Aufgeregt stand Bärbeli zwischen den Schranken. Der Reiseführer zählte wieder und wieder seine Gruppe, rief die Namen, verhaspelte sich. Ihm fehlte ein Passagier. Vom Lautsprecher ertönte die Aufforderung einzusteigen. Eine Swiß-Air-Hostess mit kecker Mütze forderte die Gruppe auf zur Piste zu kommen. Der Reiseführer rang die Hände und sagte schließlich: „Je nun, bleibt er eben daheim, wir gehen.“



Walterli lacht mit tränenverschmiertem Gesicht.

Ein eigenartiges Gefühl erfüllt Bärbeli, zu dem Flugzeug hin zu gehen, das in wenigen Minuten mit ihm in die klare Luft hinauf fliegen und über weite Länder gleiten würde. Den ersten Flug zu erleben in unbekannte ungewisse Weite. Mit Herzklopfen schreitet es die Treppe empor, geht durch die krumme Türe und sinkt beglückt in die weichen Polster. Ein Herr mit erklecklichem Umfang setzt sich daneben, ein bärtiges Gesicht mit vorstehenden Augen. „Reinhard“, sagt er, und „Sie gestatten“. „Grüezi“, sagt Bärbeli und, „bitte schön.“

Die Türe ist noch offen und schon dröhnen die Motoren stärker. Ein verspäteter Fahrgast steigt noch ein, kommt zwischen den Sitzreihen daher. „Ja, da sind sie ja endlich, ruft der Reiseführer der Gruppe, bleiben sie dort sitzen, ich komme nachher zu Ihnen. Dieser wendet sich zum einzigen leeren Platz. Es ist Gottlieb Blumer. Die Türen schließen sich. Die Rolltreppe gleitet weg. Brummen und Brausen, der Boden schwankt. Ein Beben geht durch den Raum. Die Maschine erhebt sich und fliegt.

Bärbeli vergißt den Atem anzuhalten, die versinkende Landschaft zu betrachten. Es starrt auf einen dunkeln Haarschopf, der nur wenig über dem Polster, zwei Sitzreihen vor ihm, zu sehen ist. „So ein Mäusefänger“, denkt Bärbeli, „das hätte ich ihm nie zugetraut.“

Es sieht, wie sich eine große Zeitung vor dem Haarschopf entfaltet und fühlt, wie ihm das Blut wieder zum Herzen zurückströmt. „Das kann ja nett werden“, sagt Bärbeli halblaut vor sich her, „den werde ich schon beim ersten Mittagessen mit Disteln füttern.“ „Gehören sie auch zu unserer Reisegruppe, Fräulein?“ frägt ihr Nebenmann. „Reisen sie auch mit der 'Woche'?“ Bärbeli bejaht, hört wie er davon spricht, wie sehr er sich freue, ein so nettes Fräulein schon gleich zu Beginn der herrlichen Reise neben sich zu haben. Aber eine gesprächige Partnerin hat er nicht.

Bärbeli schaut aus dem Fenster, betrachtet die tief unten vorüberfließende Landschaft, die Wälder und Felder, Dörfer, Städte und Flüße. In seinem Herzen und Sinnen werden die Bilder von Holland, die es in den letzten Tagen mit so viel Eifer betrachtet immer blasser. Daraus hervor tritt immer stärker das Gesicht eines jungen Mannes mit buschigen Augenbrauen, mit einem kräftigen Kinn und blutvollen Lippen, ein Antlitz, das ihm zulächelt und aus dessen Augen die verstohlene Freude der Siegesgewißheit leuchtet. Ueber den Wolken versinken die Sorgen, die Gedanken an den Vater daheim, die letzten Reste einer mädchenhaften Ab-

wehr. An ihre Stelle rücken die Gefühle unendlichen Frohseins und erwartungsvoller Freude.

Beim Aussteigen, am Fuß der Rolltreppe, wartet Gottlieb mit verschmitztem Lächeln. „Darf ich dir die Tasche tragen", frägt er. Bärbeli greift nach seinem Arm und flüstert: „Nicht nur die Tasche, alles kannst du tragen, mir ist sterbensübel." Das hindert ihn aber keineswegs munter zu plaudern: „Das geht schnell vorüber, wir haben wieder festen Boden, ich hole dir sofort nach dem Zoll einen feinen holländischen Schnaps und wenn du umfallen solltest, dann fällst du nur in meine Arme, da kann dir nichts geschehen."

Tatsächlich, schon nach den ersten Schritten geht es ein wenig besser. Gottlieb verhandelt mit dem Reiseführer, läßt die Gruppe vorausfahren, findet im Flughafen-Restaurant eine freie Ecke und bestellt einen wasserhellen Ginever. Nach und nach bleibt auch vor Bärbelis Augen Bild und Wand stehen, die Konturen werden wieder kräftiger, die dicke Luft verfliegt.

Der kräftige Schnaps weckt die Lebensgeister und verbreitet eine wohlige Wärme. „Weißt du, was für einen Namen ich dir gegeben habe, wie du ins Flugzeug eingestiegen bist", frägt Bärbeli, da es sich wieder seiner Sinne mächtig fühlt — „zuerst war ich wie erschlagen vor Ueberraschung." „Und dann hast du mir einen Namen gegeben? Welchen?" forschte er. „Rate einmal!"

Mit ernster Miene und gerunzelter Stirne begann er: „Ja, wie kann ich den finden. Meine Eitelkeit sagt mir. Alle Männer sind nämlich eitel, wenn du das nicht schon weißt" „Hör auf mit psychologischen Erklärungen", stöhnt das Mädchen, „dafür bin ich jetzt noch zu schwach. Habe auch schon eitle Männer kennen gelernt. Mein Bedarf ist gedeckt." „Immerhin, nach allen Beweisen aufrichtiger Zuneigung, die ich von dir schon erfahren durfte" ging er auf Bärbelis Ton ein, „darf ich wohl hoffen, es sei ein Kosenamen gewesen, Zuckerstengel oder Herzblättchen." — „Nein", lacht Bärbeli, „Mäusefänger habe ich dich genannt. Ich kam mir in dem Augenblick tatsächlich wie in einer Mäusefalle vor." „So im allgemeinen, und im Verkehr mit den lieben Mitmenschen, gebe ich meinem soliden und gottesfürchtigen Namen den Vorzug", sagt er breitspurig, „in speziellen Fällen, zum Beispiel im geschlossenen Raum, bei zugezogenen Vorhängen und wir zwei allein, würde ich die Verwendung dieses neuen Namens ausnahmsweise gestatten. Aber jetzt komm, wir wollen rechtzeitig zum Mittagessen im Hotel sein, soweit bist du nun wohl wieder auf Damm."

Gottlieb geleitet Bärbeli durch das Gedränge, bestellt einen Taxi, hilft ihm galant in den Wagen und sagt: „Und nun will ich dir die Enge deiner Mäusefalle zeigen." Vor den Fenstern gleiten die prächtigsten Bauten, die Häuserzeilen, die Auslagen der Geschäfte einer fremden, schönen Stadt vorüber. Bärbeli staunt und schaut und sagt dann: „Tag und Nacht habe ich mir vorgestellt, wie das hier sein wird. Und nun ist schon in den ersten Stunden alles ganz anders. Ich sitze nicht in einem Gesellschaftswagen, nicht mit dreißig unbekannten Leuten zusammen. Nein, mit dir und mit dir allein — —". Und Gottlieb ergänzt: „Und wir fahren in ein großes Glück hinein!"

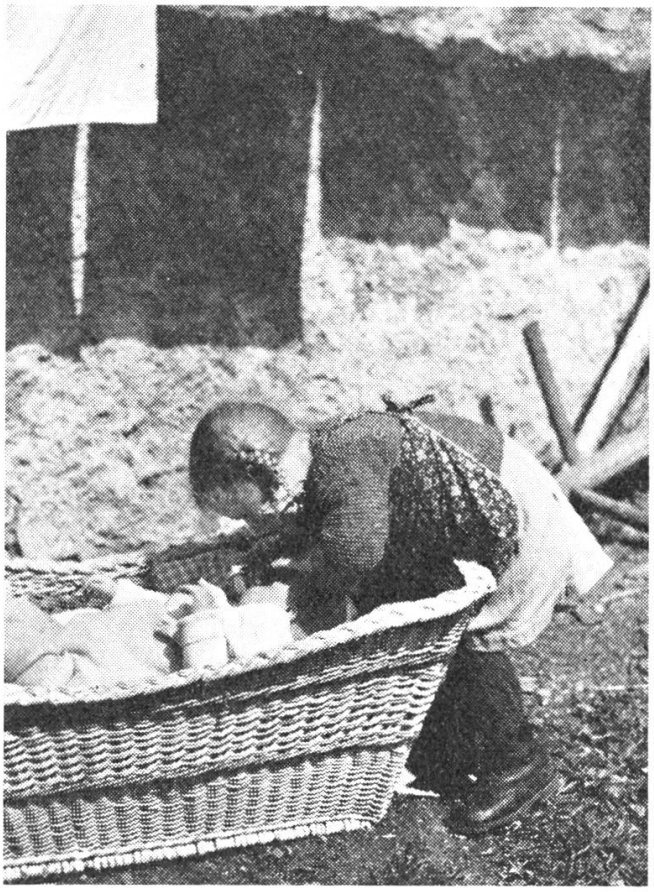
„Frag nicht, du weißt es ja!"

Wenn aber Bärbeli befürchtet hatte, die Reisegesellschaft würde ihm Freude und Genuß vermindern, täuschte es sich. Vor dem Mittagessen wurden alle Teilnehmer der Gruppe einander vorgestellt. Jede Person erhob sich zum Aufruf ihres Namens und erklärte mit zwei Sätzen Herkunft, Beruf und Grund dieser Reise. Der dicke Herr Reinhard mit den Kulleraugen entpuppte sich schon hierbei als talentierter Humorist. Er sei Kaminfeger im Ruhestand, vorzeitig pensioniert, weil in modernen Neubauten die Kamine zu eng für seine Körperfülle gebaut würden. Nun betätige er sich als Modezeichner.

Nach kurzer Ruhepause begab sich die Reisegesellschaft auf Fahrt zu den Sehenswürdigkeiten. Nun konnte Bärbeli seine so lange unterernährte Sehnsucht stillen, denkwürdige Orte und Gebäude, prächtige Plätze, Kunst und Kultur in reicher Fülle genießen. Mit ungeteiltem Interesse begleitete Gottlieb das Mädchen durch endlose Säle von

Muſeen, vom Rathaus zu Kirchen, zum Hafen, in die Enge der Gaſſen und zu den Schiffen der Fiſcher. Sie ſpazierten an Kanälen, die zwiſchen den Straßen mit blitzſauberen Häuſern lagen, und auf denen Frachtſchiffe mit allen Früchten und Gütern der Erde beladen daherkamen.

Den Abend verbrachten ſie meiſtens im Kreis der ferienfreudigen Geſellſchaft in gemütlichen Lokalen, oder auch, wenn es nicht zu kühl war, auf der Terraſſe eines Hotels oder am Strand. Bärbeli ſah zum erſten Mal das Meer, ein ungeheures Erlebnis. Nur einmal ſchlenderten ſie aus der Gruppe weg. In einem Dorf, fern der großen Städte, wollte die Geſellſchaft einen ſtillen Abend ohne Straßenlärm, eine wohltuende Erholung einſchalten.



Oh dui liäbs Schätzili
Foto Leonard von Matt

Inmitten von rieſigen Blumenfeldern lag der kleine Ort, der vielgerühmte Gaſthof. Von den Klängen leiſer Muſik hinweg, gingen ſie einem lautlos fließenden Kanal nach. Spazierten Arm in Arm über eine Bogenbrücke auf ſchmalem Weg in den Duft von Blumen aus hunderttauſend Kelchen und in die Dämmerung hinein.

Der Abend kommt im flachen Land ſchneller, die Dunkelheit wird nicht gelichtet, vom Widerſchein heller Berge und weißer Gletſcher. Sie achten nicht darauf, wandern, plaudern, bleiben wieder ſtehen. Wie viel wiſſen junge Menſchen zu ſagen, wenn ihnen das Herz vor Freude überfließt. Von Erlebtem, von Empfundenem, von Sehnſüchten und Wünſchen. Noch ſprechen die Beiden nicht von der Zukunft, nur von dem was in ihnen aufblüht und übermächtig wird.

Der junge Mann legt Bärbeli ſeine Hände auf die Schultern und flüſtert: „Haſt du mich gern?“ „Du weißt es ja“, ſagt das Mädchen, „komm es wird dunkel.“ Nach vielen, langen, gemächlichen Schritten bleibt er wieder ſtehen, den Arm auf Bärbelis Schultern gelegt: „Haſt du mich fürs Leben gern?“ „Frag nicht, du weißt es“, ſagt es leiſe in ſein nahes Geſicht hinauf. Er braucht ſich nur ein wenig zu neigen, und es kommt ihm noch entgegen. So finden ſich die Lippen, küſſen alle Fragen und Antworten in eine große überſchwengliche Freude hinein. Sie ſehen nicht den Stern, der herniederblickt, achten nicht auf den Kahn, der im engen Kanal nahe vorübergleitet. Für ſie iſt die Welt verſunken, die Blumenpracht, die Windmühlen, die Dörfer und Städte. Wie von Wogen des unergründlichen Meeres, werden ſie durchſtrömt und löſen ſich glückſelig aus der Umarmung. Keine Worte können nun mehr ihre Innigkeit bereichern. — Schweigend gehen ſie weiter. Betäubt vom Zauber dieſer Nacht, von der Erfahrung ihrer Einheit, vom Jubel in ihren Herzen. Bis er wieder die Frage ſtellt: „Liebſt du mich für immer?“ „Du weißt es und willſt es dazu noch hören. Ja, ich will es dir ſagen. Ich hab dich gern, wie ich noch nie einen Menſchen geliebt habe. Dich, dich ganz allein.“

Erſt viel ſpäter entdecken ſie, daß ſie ſich in eine finſtere Nacht hinein verloren haben. Kein Haus weit und breit. Nur ferne ſchimmern Lichter eines einſamen Dorfes. Sie erſchrecken. Gehen ſchneller, ſoweit der Pfad ſie führt. Faſt wären ſie in das ruhige Waſſer eines Kanals hinein gelaufen. Gottlieb ſieht

im letzten Augenblick die Gefahr. Nun will er sich besinnen, will mit Hilfe seiner Uhr nach den Sternbildern die Himmelsrichtung bestimmen.

Die wenigen Streichhölzer, die er in der Tasche findet, werden vom Meerwind ausgelöscht. Beide sind blinder und verlorener als vorher. Nun gehen sie den Pfaden nach, die gegen die Richtung der Lichter führen. Wandern Hand in Hand durch fremdes, ebenes Land, stehen am Wasser, finden Brücken, tappen sich näher an die Lichtergruppe, kommen endlich zu Haus und Scheune, auf beleuchtete Straße. Sie suchen das Gasthaus und finden es nicht.

Ein fremdes, unbekanntes Dorf nimmt sie auf. Sie treten in den Tabakqualm einer Wirtschaft. Erst in dieser Wärme empfinden sie, wie lange sie schon durch den kühlen Wind gelaufen sind. Sie sitzen zu den Bauern und Blumenzüchtern an den Tisch, bestellen ein Schnäpschen und fragen nach einem Taxi. Lachend gibt ihnen der Nachbar Bescheid: „Gibt es nicht hier", und spuckt zielgewiß einen Faden braunen Saftes in die Ecke. Die Köpfe wenden sich ihnen zu, rufen einige unverständliche holländische Worte zu ihrem Tisch hinüber. Gottlieb versucht sich mit ihnen zu verständigen. Frägt ob hier im Ort ein Gasthof sei, ob man ein Zimmer finden könne. „Nicht für so feine Leute", ist aus der Antwort zu entnehmen. Der Wirt kommt herzu, frägt mit halbdeutschen Worten, woher sie kommen. Gottlieb erklärt und Bärbeli redet mit. Die Männer werden zutraulicher, hilfsbereiter. Man spricht von diesem und jenem, der ein Auto hat, aber die sind schon längst im Bett und der andere ist fort. Wenn der bald heimkäme, er müßte hier an der Ecke vorbeifahren. Schließlich meldet sich ein baumlanger Kerl, kommt freundlich herzu und sagt: „Kommt, ich fahre euch mit meinem Kahn."

Sie gehen hinter ihm her durch die Nacht bis zum Wasser, steigen in ein grobhölziges Schiff. Schwipp schwapp schlagen die Ruder. Die beiden sitzen auf einem Bänklein, den Ruderer hinter sich, fahren sie durch Blumen und Nacht in die Stille hinein. Nur aus der Richtung des fernen Meeres, wo der unermüdliche Wind herkommt, zeigt sich ein schwacher Streifen einer Lichtspur. Sie sitzen eng aneinander geschmiegt, auch wegen dem kühlen Wind. In ihren Herzen aber ist eine glückselige Wärme und Helligkeit.

Wie der Kaminfäger eine Rede hält.

In der alten Königsstadt Den Haag, sitzen die Gäste der Reisegesellschaft im Obergeschoß des Hotels, in einem eigenen, hübschen Raum, unter vielarmigen Leuchtern, an einem langen weißgedeckten, blumengeschmückten Tisch. Morgen beginnt die Rückreise. Heute gilt es Abschied zu nehmen vom lieben Holland, von den gastfreundlichen Städten und den bunten Blumenfeldern. Heute soll noch eine besondere Feier die Eindrücke bereichern.

Kellner in weißen Blusen flitzen herzu. Speisen auf riesigen Silberplatten werden hergetragen, Glaskelche in vielen Formen stehen auf dem Tisch. Ringsum leuchten frohe Gesichter, denen die Frühlingssonne alle Winterbläße und Müdigkeit verscheucht hat. Holländische Essen sind schmackhaft und reichlich. Für sparsame Schweizer ein ordentliches Stück Arbeit, dem Angebot gerecht zu werden. Doch helfen die berühmten Schnäpse der Verdauung und der Stimmung.

Die Dessert-Teller verschwinden. Rauch steigt aus den Pfeifen und Cigarren auf. Der Reiseführer knistert in Notizen, prüft den genauen Sitz seiner Cravatte, will sich erheben um eine schwungvolle Rede zu halten.

Eine Sekunde zuvor steht der pensionierte Kaminfeger da, klopft an sein Glas und bittet um Ruhe. Nach Entschuldigungen, nach weitausholenden einleitenden Worten, nach einem Rückblick in die Geschichte Hollands, kommt er auf das neueste weltgeschichtliche Ereignis zu sprechen und findet folgende Worte: „Ihnen meine sehr verehrten Damen und Herren, dürfte nicht entgangen sein, daß unser Aufenthalt in Holland, auf diesem gesegneten Stück Erde, für die Gesundheit sehr günstig war. Mein Hosengurt ist nun im äußersten Einsatz, das heißt die Schnalle sitzt im letzten Loch. Schlank und biegsam wie ein Marder, bin ich in Kloten eingestiegen. Und beschauen sie sich das Resultat. Herr Meindorfer hat in einer anderen überaus wichti-

gen Art Fortschritte gemacht, für ihn war bisher jede Kunst unnötiger Ballast, unnützer Zeitvertreib. Meine Damen und Herren, Herr Meindorfer ist in diesen wenigen Tagen vor den einzigartigen Gemälden Rembrandt's und van Eick's ein Kunstfreund und Kunstjünger erster Ordnung geworden. Fräulein Häberlin hat bisher weder Bahn- noch Autofahrt ohne schwere Beschwerden überstehen können. Auf unserer Meerfahrt zu den Inseln, ist sie derart heftig seekrank geworden, daß sie von nun ab über die holperigsten Alpenpässe im ältesten Ford oder gar Traktor fahren kann, ohne auch nur

Sie fahren durch Blumen und Nacht in die Stille hinein.

bleich zu werden. Derartige Erfolge sind zu verzeichnen. Daß sich aber dieses liebe Gastland auch auf die Herztätigkeit so überaus wohltätig auswirken könnte, davon haben sie voraussichtlich keine einläßliche Orientierung. Mir ist es vergönnt, und ich bin auch der einzige zuverlässige Zeuge, ihnen zu offenbaren, daß sich in unserer Mitte zwei Herzen zum ewigen Bund gefunden haben."

Hochrufe und Klatschen unterbrechen des Redners Fluß. Geduldig wartet er ab, bis sich das Raunen und Flüstern, bis sich die herumschweifenden Augen wieder auf seine ansehnliche Figur richten und fährt fort: „Ohne böse Absicht, ohne heimtückische Gedanken, gehe ich heute früh durch die Straßen dieser altehrwürdigen, weltberühmten Stadt. Und was sehe ich? Ein junges Paar steht bezaubert vor den Fenstern eines Juweliers, vor dem Geschäft des hochgeachteten Goldschmieds Van Gelderen. Und was höre ich? Nicht die Geschmeide mit Brillanten, nicht die Perlnadeln für Kravatten, nicht die Armbänder mit Email finden ihr Interesse. Ihre Augen sind nur auf einen einzigen Winkel der kostbaren Auslage gerichtet. Ihr Mund spricht nur von einem einzigen Gegenstand: von dem Verlobungsring." Begeisterte Rufe, Hochrufe und Hurra, lassen die Gläser klirren. „Meine Damen und Herren", fährt der Redner fort, „ich bitte um Ruhe! Ich bin nicht ein Mann, der leichten Herzens ein Geheimnis verrät. Meine Brust hat Platz genug um tausend Geheimnisse zu behüten und zu bewahren. Ich sage kein Wort. Ich will auch nicht sagen, ich hätte dieses junge Paar sofort erkannt. Sollten jedoch ihre Augen unter den Anwesenden zwei junge Menschen erkennen, die durch die glühende Röte ihres Angesichts meine Vermutungen bestätigen, dann bin ich der erste, der sein Glas erhebt und den beiden Glücklichen zuruft: Ein Hoch den Jungverlobten, drei Mal Hoch dem lieben Brautpaar, Gottlieb und Barbara."

Der schwitzende Modezeichner hätte die beiden Namen nicht zu nennen brauchen. Bis unter die Lockenhaare von Purpur übergossen, sitzt Bärbeli am Tisch, hätte sich gerne

unter dem Tischtuch und unter alle Röcke verschloffen, wenn es nicht gesehen hätte, daß sein Tischnachbar ebenso verlegen und rot wie ein Krebs auf sein Glas blickt. Wie ein Sturzbach kommen die Glückwünsche und Trinksprüche auf sie hernieder. Die ganze Tischgesellschaft erhebt sich, wandert herzu, prostet und feiert und stimmt froh den Gesang an: „Hoch sollen sie leben!"

Glas und Glück in Scherben.

In der Sagi, hinter einem Haufen Schwarten und Latten füllte Anna-Marie Körbe und Säcke mit Sägemehl. Sie hörte Schritte kommen, es war nicht Turis Gangart. Die Magd vermutete, man wolle sie holen und schaute durch die Lücken und sah, wie Bruno hereingeschlichen kam, sich vorsichtig nach allen Seiten umsah, auf Turis aufgehängten Tschopen zuging und in die Brusttasche langte. Anna-Marie fürchtete sich ein Geräusch zu machen. Sie wollte nicht noch einmal mit diesem Mann allein zusammenkommen. Der Sager war im Steinhaus und der Knecht weg. Sie sah, wie er hastig einige Briefschaften durchblätterte. Konnte aber nicht feststellen ob er etwas davon nahm. Bruno versuchte dann ins kleine Büro einzudringen. Die Türe aber war verschlossen. Daraufhin ging Bruno den bereitgelegten Stämmen nach und bei der vorderen Türe hinaus.

In großer Hast lief Anna-Marie ins Haus hinüber und berichtete dem Sager, was sie gesehen hatte. „Was kann er schon stehlen", sagte Turi leichthin, „ein paar Notizen, Doppel von Lieferscheinen und Karten." Er kam aber doch sofort hinüber, nahm die Papiere aus der Tasche, fluchte über den heimtückischen Gesellen und blieb plötzlich erschrocken starr. „Bei Gott, der Brief ist fort." Mit einem Sprung setzte er über die Hölzer, in drei weiteren Sätzen landete er bei seinem Auto und fuhr, mit Krach und Getöse davon.

Die Leute im Dorf sind gewiß keine zimperliche Menschen. Ein grobes Wort und ein währschafter Streit bringt sie nicht so leicht aus der Fassung. Besonders die Bewohner des Platzes sind sich gewohnt, aus den Fenstern des „Steinbock" rauhe Töne zu vernehmen. Was aber an diesem Vormittag dort zu hören war, an Schmähungen und Drohungen, an Gläserklirren und Türenschlagen, das überstieg das übliche Maß ganz gewaltig.

Turi räumte mit einem Armstreich den hinteren Teil des Buffets ab, Gläser und Flaschen kollerten über den Boden. „Du alter Gauner", schrie Turi auf den Steinbock-Wirt ein, „du meinst, weil du dem kranken Lohrener nicht mehr schaden kannst, du wolleſt mich schlagen und damit den Sagi-Besitzer treffen. Weil dein Halungg von einem Sohn dort hinten nicht erreichen konnte, was er wollte. Möchtest du jetzt mich in Verruf bringen. Ich sag dir nur ein Wort! Versuchs, und du liegst deiner Lebtag in Schmerzen. Das hab ich gesagt, der Sager-Turi. Bin schon mit andern fertig geworden, dicker und größer als du!" Dann folgte eine Reihe von Namen, die nicht nur aus der Tierwelt, schon mehr aus dem Höllenreich entlehnt waren. Der Vormittags-Schnapseler und der Briefträger konnten vor Staunen ihren Mund nicht mehr schließen, bis die Türe mit einem fürchterlichen Knall zufiel.

„Bleich und verdattert kam der dicke Wirt aus der Ecke hervor und stotterte: „Ihr beide, ihr seid mir Zeugen. Vor Gericht gehe ich mit dem Vaganten, dem heimgeflüchteten Verbrecher." Dann ging er durch die Scherben hinter das Büffet und begann sogleich aufzuschreiben, was er noch in seinem vergälsterten Gedächtnis behalten hatte.

Turi suchte mit seinem Wagen die ganze Gegend ab, wollte den jungen Steinböckler auch noch mit einer Garnitur schöner Worte beschenken, fand ihn aber nirgends.

Dem kranken Vater wurde dieses Ereignis sorgsam verheimlicht. Man wollte jede Aufregung vermeiden. Mindestens so lange, bis Bärbeli zurück kam.

Regen rauschte in die Aeste und Blätter, Nebel stieg von den Wiesen auf. Trübe Wolken hingen an den Bergen, da Bärbeli mit fröhlich lachendem Gesicht, sonnengebräunt und glückselig, unter einem bunten Regenschirm, auf das Steinhaus zukam. Mit heller Stimme rief es sein „Guten Tag" in alle Türen, stieg behend die Treppe hinauf und fiel seinem Vater allsogleich um den Hals:

„Lieber Vater, jetzt bin ich wieder da. Von ganzem Herzen danke ich dir, daß du mir diese übergroße Freude geschenkt hast. Ich will dir ganze Nächte lang erzählen. Aber zuerst, muß ich wissen, wie geht es dir?“

Mit Tränen in den Augen schaute der Vater sein Meitschi an, berichtete, wie es ihm gut gegangen sei, wie Trudi alles so gut gemacht habe. „Nur jetzt bin ich froh, daß du da bist, du weißt, der Wetterumsturz, das ist wieder eine furchtbar böse Zeit.“

Schon in den nächsten Stunden, griff Bärbeli wieder kräftig in die Arbeit, nur konnten die Leute gewahren, daß es mehr als früher Lieder sang und dann auch wieder verträumt und versonnen an einem Fenster stand oder still in der Ecke saß. Werner sagte deswegen zu seiner Frau: „Eine solche Reise, das sind ungeheure Eindrücke, die müssen in so einem Köpfchen auch richtig verarbeitet werden. — Du wirst sehen, Bärbeli ist noch lange nicht fertig mit Staunen und Sinnen.“

Das neue Buochser Trachtenhaus am Tage der Einweihung
Foto J. Brühwiler, Hergiswil

In dieser Beziehung hatte Werner richtig geraten. Aber die Ursache des Staunens kam von ganz anderer Seite. — Zuerst blieb alles still in dem Steinhaus. Jeder Tag nahm seinen gewohnten Lauf. Kein Telefon, kein Schreiben aus der Stadt, fand den Weg zu dem Mädchen. Schon eine Stunde vor der Ankunft des Briefträgers, ging Bärbeli ans Fenster und jedesmal enttäuscht zurück.

Ueberhaupt war der Briefträger ein Spaßvogel. Einem hübschen Mädchen konnte er nie einen Brief aushändigen, ohne eine träfe Bemerkung dazu zu geben. Und da er endlich mit einem Brief zu Bärbeli kam, der mit Flugpostmarken aus Amerika überklebt war, sagte er: „Jetzt habe ich den ganzen Weg studiert, diese Schrift muß doch in allen Ländern vorkommen. Die genau gleichen Buchstaben habe ich auch schon hergebracht, meistens von Zürich, dann aus Spanien und jetzt schreibt wieder einer genau so von New York. Kurios!“

„Auch Bärbeli fand das höchst merkwürdig. Gottlieb hatte doch kein Wort gesagt, daß er verreisen wolle. Nach dem Lesen dieses Briefes fiel der Gesang im oberen Stockwerk aus. Das Staunen und Sinnen aber blieb und dehnte sich auf fast alle Tageszeiten aus.

Auch der Sager-Turi bekam in diesen Wochen einen Brief, der ihn zum Staunen brachte. Es war eine Vorladung vor den Friedensrichter. — Er las das vorgedruckte Schreiben mit den eingesetzten Daten, zerriß es und warf die Fetzen in den Mühlebach. „Soll sich allein mit dem Amtsmann auseinandersetzen, der alte Steinböckler“ schimpfte Turi und ging an die Arbeit.

Wochen vergingen in Stille und Schaffen. Die erste Sommerhitze legte sich auf Wald und Flur, müd und schwer auf die Menschen. Nur der Lohrener freute sich hinter den halbgeschlossenen Jalousieläden über die Wärme, die ihm Linderung seiner Schmerzen brachte. Er studierte dicke Bücher über Holland und füllte damit die Lücken von Bärbelis Reiseberichten. In den Büchern aber fand er doch nicht das, was Bärbeli von seiner Reise verschwieg. Die Luft daheim schien ihm nicht gut anzuschlagen. Die frischen Wangen wurden wieder bleich und ein ganz wehmütiger

Zug niſtete ſich in dem ſo lieben Geſicht ein. Und wieder kam eine neue Ueberraſchung ins Mühletal. Zwei flotte junge Männer fuhren in einem dunkeln Wagen dem Bach nach hinauf. Hielten vor der Sagi, fragten nach Turi und verlangten von ihm, daß er mitkomme. Sie zeigten ihre Ausweiſe von der Polizei und den Haftbefehl. Turi ſtemmte ſeine Fäuſte in die Seiten und ſagte: „Hat euch ein Sonnenſtich getroffen? Das iſt ja blöder Stumpfſinn. Habt wohl die falſche Adreſſe eingeſetzt.“ „Machen ſie bitte keine Umſtände. Sie ſind verhaftet. Kommen ſie mit!“ Turi überlegte einen Augenblick. Mit einem ſcharfen Blick maß er die beiden kräftigen Geſellen, dachte, ein Hoſenlupf mit Staatsbeamten ſei keinesfalls lohnend und ſagte: „Da geh ich aber vorher noch zum Lohrener hinüber, damit er Beſcheid weiß.“

„Ihr Chef wird vom Amt aus ſchriftlich orientiert, kommen ſie jetzt!“ ſagte der größere von beiden mit einer drohenden Betonung.

Was blieb ihm anderes übrig. Er holte ſeinen Tſchopen und ging mit. Im Steinhaus fiel das nicht beſonders auf. Es kam oft vor, daß Turi mit Käufern und Verkäufern davonfuhr. Seine Arbeitszeit war ohnehin an keine Regel gebunden.

Die Bombe platzte erſt zur Zeit, da das Schreiben von der eidgenöſſiſchen Staatsanwaltſchaft eintraf und das die Verhaftung Turis mit Verdacht auf kommuniſtiſche Umtriebe begründete.

„Das kann nur eine Verwechslung ſein, oder böswillige Verleumdung“, ſagte der Vater. Lange überlegte er ſich einen Plan. Mühſam rutſchte er dann bis zum Telefon und ſtellte eine Verbindung mit einem befreundeten Beamten in Bern ein.

Nach wenigen Stunden kam der Beſcheid zurück, es handle ſich angeblich um eine Organiſation von Finnland aus. Der Lohrener konnte dieſen Beſcheid nicht ſchlucken. So viel Menſchenkenntnis durfte er ſich als Mann der Behörde und als langjähriger Richter ſchon zutrauen. Turi war in ſeiner vaterländiſchen Geſinnung und in Bezug auf politiſche Aufrichtigkeit gewiß zuverläſſig und sauber. „Da will ich doch jetzt noch beide Hände für ihn ins Feuer halten“, ſagte er, „ſonſt trügen mich alle meine Sinne.“ Plötzlich fiel ihm ein anderer Weg ein. Ohne lange nachzudenken, griff er nochmals zum Telefon, ſuchte die Nummer und ſtellte die Verbindung mit der Holzhandlung Blumer ein.

Nach mehrmaligem Fragen, Klicken und Klacken kam der Chef an den Apparat. Der Lohrener meldete ſich und ſagte: „Hör mal, in einer etwas geheimnisvollen Angelegenheit möchte ich dich um einen Dienſt bitten.“ Keine Antwort. „He, biſt du noch da?“ Ein kurzes knappes Ja kam zurück. „Jetzt muß ich doch fragen, bin ich richtig verbunden, biſt du der Seniorchef Gottlieb Blumer?“ Wieder ertönte die Stimme, ohne jeden wärmeren Ton: „Ja, immer noch, warum?“ Der Vater ließ ſich nicht von ſeinem Vorhaben abbringen und ſprach weiter. Er bat ihn um die Adreſſe ſeines Vertrauensmanns in Helſinki. Es handle ſich nicht um ein Geſchäft, nur um eine Auskunft perſönlicher Art. Nach einer langen Pauſe begann der Vater zu ſchreiben und zu buchſtabieren, dankte und fragte noch: „Und, wie geht es dir?“ Die Antwort war kurz und kühl: „Du kannſt dir ja vorſtellen, nicht in allen Teilen gut. Adieu!“

Bärbeli hatte das Geſpräch gehört und vernahm nun verdattert die halblauten Ausdrücke des Staunens: „Was nur der alte Blumer wohl hat. Seine Stimme iſt ganz verändert und ſo als ob er eine Wut auf mich hätte. Wir haben ihn doch nie überfordert. Er hat auch immer meine Rechnungen pünktlich und anſtandslos bezahlt.“

Von Runzeln und Seelenſchmerzen.

Wenn man in dieſem Augenblick hätte in den großen Salon von Blumers breitem Privathaus am Zürichberg hineinblicken können, dann hätte man wohl mehr von der ſchlechten Laune des Seniorchefs verſtanden.

Dort ſaß nämlich ſeine Frau mit einer ihrer Freundinnen zuſammen am Teetiſch. Cigarettenrauch ſchwebte in der Luft, ein dünnwandiges Tee-Service ſtand auf dem niederen, runden Tiſchchen aus Japan. In tiefe Polſterſeſſel verſunken knapperten die beiden Damen an Gebäck und zerpflückten ihre privaten und geſellſchaftlichen Sorgen.

„Ich weiß“, ſagte Frau Blumer, „ich ſehe ſeit einiger Zeit ſchlecht aus. Mein Coiffeur hat mich ſogar darauf aufmerkſam gemacht, er befürchtet er könne mir, wenn das ſo weitergeht, meine Krähenfüße neben den Augenwinkeln nicht mehr wegmaſſieren. Findeſt du das nicht furchtbar, Helma?“ Ganz zerſchmettert ſank ſie ſoweit zurück, daß die Falten ihres Kleides nicht Schaden litten. Etwas vorgebeugt, mit erhobenen Brauen, ſprach die Freundin mitleidsvoll: „Jetzt muß ich dich doch eindringlich bitten, mir zu ſagen, was dich ſo entſetzlich quält, Helen.“

ſchon in die Jahre, da eine wertvolle Verbindung nur von Nutzen ſein kann.“

Mit leicht aſthmatiſchen Atemzügen fuhr Frau Blumer fort: „Du haſt recht Helma. Das iſt es eben. Aber ſtell dir vor, das Mädchen heißt Barbara!“ Die drei a ſteigerten ſich zu einem verhaltenen Schrei. Mit ernſter Miene, mit leichtem Vibrieren der Augenlider und mit der Luſt, der vertrauten Freundin einen ſchmerzlichen Hieb wohlgezielt und höflich zu verſetzen, flötete Helma: „Aber hör doch. Offen geſtanden iſt ja der Name deines Sohnes auch nicht ohne wei-

In Polſterſeſſel verſunken, knapperten die Damen am Gebäck.

Nach längerem Hin und Her eröffnete Frau Blumer ihr Herz und ließ ſich umſtändlich entlocken, was ſie ſchon vor einer Stunde gerne geſagt hätte. „Stell dir vor Helma. Ach es fällt mir ſo ſchwer, ich kann es faſt gar nicht ausſprechen. Mein Sohn, du weißt ja, er iſt bald dreißig. Mein Sohn hat ſich eine Herzensdame zugelegt ohne uns auch nur mit einem Wort zu fragen.“ „Aber liebe, gute Helen“, flüſterte Helma und klingelte dazu mit dem Goldgehänge am Handgelenk, „das iſt doch heutzutage ſogar in feinen Familien, ſozuſagen nicht mehr zu umgehen. Die heutige Jugend benimmt ſich geradezu ſkandalös. Immerhin muß ich ſagen, wenn es eine feine, gebildete Tochter iſt, warum nicht. Schließlich kommt dein Sohn doch nun

teres modern zu nennen, Gottlieb. Ich meine Barbara finde ich eher noch angängig.“ „Helma, du triffſt meinen wunden Punkt“, ſtöhnte Frau Blumer. „Was habe ich gelitten, ſchon bei der Geburt, was nachher, viel mehr nachher, da mein Mann mit ſeinem berühmten Starrſinn, dieſen Namen für ſeinen Sohn gewählt hat. Ich lag damals in den Händen der Aerzte, ſonſt hätte ich gewiß noch mehr Kraft aufgebracht, mich zu wehren.“

Die damalige Erſchöpfung nochmals durchzuleiden, ſank ſie ins Polſter zurück, um ſich ſogleich wieder aufzurichten und haſtig mit ihrer Beichte fortzufahren. „Du weißt doch, liebe Freundin, ſeit Jahren habe ich doch Jeannette, die entzückende Tochter des reichen Oberſten aus Neuenburg hierher in die

Ferien eingeladen. Diese Verbindung mit meinem Sohn liegt doch auf der Hand. Das ist mein Wunsch seit eh und je. Und jetzt verliebt er sich — Helma, ich kann es fast nicht aussprechen — verliebt sich mein Sohn — halte dich bitte am Stuhl fest — verlobt sich heimlich mit einem — ach es ist entsetzlich — mit einem Bauernmädchen."

„Helen, du phantasierst!" Dieser Schrei entrang sich der Freundin, während sie sich entrüstet erhob, „das kann dein Ernst nicht sein. Du bist benommen, du siehst Gespenster. Das wäre ja — ich kann es nicht sagen —".

Frau Blumer stöhnte: „Helma, verlaß mich nicht. Noch ist nicht alles verloren. Ich habe meinen Mann bestürmt, ich habe ihn gezwungen, habe ihm gedroht. Er hat mir endlich nachgegeben, hat ihn für ein Vierteljahr nach Amerika gesandt. Wenn das nicht hilft, dann weiß ich keinen Rat mehr. Was ich in meinem mühevollen Leben aufgebaut habe, uns gesellschaftlich in eine Position zu bringen, all das will er um einer Barbara willen verschleudern."

Nun öffneten sich die Schleusen ihres Jammers. Tränenperlen rutschten in ihren Puder. Jedoch fand sie noch so viel Beherrschung, diese in ein feines Batisttüchlein aufzufangen.

In drei Minuten vor Abfahrt des Zuges.

In der Großstadt ist der Wechsel der Jahreszeit nicht so bedeutungsvoll und nicht so auffällig. Kein Gras wächst aus den Asphaltstraßen. Obst kommt das ganze Jahr auf den Tisch, sei es vom Thurgau oder von Argentinien. Der Uebergang vom Sommer in den Herbst wird nicht besonders gefeiert. Immer noch sind viele Leute in den Ferien. Die Bergnebel liegen nicht über der Stadt. Die kühlere Luft wird sehr angenehm empfunden. Alles geht den gewohnten Gang. Die Fabriken rauchen. Der Verkehr dröhnt und stinkt. Die Menschen sind in ihr ungesundes Tempo eingespannt und merken es nicht.

Raimund arbeitet nun schon mit zwei Sekretärinnen. Sein Kopf ist entweder den Akten oder den Besuchern oder dem Telefon zugeneigt. Sein Tag hat zu wenig Stunden, die Nacht ist zu kurz, und der Terminkalender ist überfüllt.

Eben ist er im Begriff wieder nach dem Hörer zu greifen und eine Vereinbarung zu verschieben. Bevor er die sechs Nummern wählen kann, klopft es an der Türe und gleichzeitig springt sie auf. Gottlieb stürmt herein, wirft Mappe und Mantel auf den Stuhl und sagt: „Grüß Gott mein Lieber! Ich bin unerhört pressant. Ich sollte den nächsten Zug nach Luzern noch erreichen. Hast du fünf Minuten Zeit?"

Raimund springt auf, ergreift die dargebotene Hand und sagt: „Zuerst nimm Platz. Schau, daß du zu Atem kommst und dann sag mir, kommst du eigentlich jetzt erst von Holland zurück, oder bist du inzwischen im Dschungel gewesen. Warum hat man dich nie gesehen?" Gottlieb setzt sich, sucht in allen Taschen, nimmt eine Cigarette aus dem Päcklein auf dem Pult und sagt: „Das alles erzähle ich dir nachher. Zuerst mußt du mir einen guten Rat geben."

Nach den ersten zwei Zügen fährt er fort: „Au, fein, wieder eine Schweizer-Cigarette. Ich komme nämlich vom Flugplatz von New York." „Und willst schon wieder fort?" frägt Raimund. „Das alles erzähle ich dir später", wehrt Gottlieb ab, „jetzt möchte ich von dir wissen. Du weißt ja, ich habe bis zur Bewußtlosigkeit studiert. Ich kann Handelsverträge mit 148 Paragraphen und 54 Partnern aufstellen. Ich kenne die verrücktesten Systeme von Buchhaltungen. Die Mängel der Volkswirtschaft in Indien und Griechenland sind mir geläufig. Aber ich weiß nicht, wie man einen Vater um die Hand seiner Tochter bittet. Muß man Blumen mitnehmen, in gestreiften Hosen vorrücken, den Großkindern Schokolade mitnehmen. Wie lautet überhaupt der Text, ich meine die entscheidende Formel."

Raimund wird von der eintretenden Sekretärin ersucht, das Telefon abzunehmen. Er winkt ab: „Erika, sagen sie ich sei augenblicklich besetzt. Wenn es etwas Wichtiges ist, dann rufe ich später an, wer ist es?" „Gottlieb Blumer", sagt Erika. Raimund will schon nach dem Hörer greifen. „Um Gottes Willen, nur jetzt nicht, sonst versäume ich den wichtigsten Zug in meinem Leben, Raimund stell ab." Der Freund winkt dem Fräulein zu verschwinden. „Und jetzt erkläre mir."

Das Buochserhorn ragt aus dem Nebel auf

Foto Leonard von Matt. Aus dem Heimatbuch von K. Vokinger Nidwalden Land und Leute

„Nein, du sollst mir erklären", drängt Gottlieb. Raimund setzt sich im Stuhl zurück, schlägt die Beine übereinander, nimmt den Brieföffner in die Hand und fängt umständlich an: „Erstens weißt du, daß ich dieses Unterfangen aus eigener Erfahrung noch nicht kenne. Zweitens möchte ich vorher wissen, handelt es sich um eine Familie, die sehr viel auf feine Formen hält. Drittens ist es äußerst wichtig, ob die Tochter die Eltern schon auf dieses überaus erfreuliche Ereignis vorbereitet hat und viertens ... „Raimund", unterbricht ihn der Besucher, „du bringst mich aus der Fassung, denk an meinen Zug?" „Also gut, will ich dir die kürzeste Formel verraten", sagt Raimund mit offizieller, advokatischer Miene, „du gehst hin, möglichst ohne Hut und Kravatte, drückst dem Vater die Hand so fest, bis er aufschreit und sagst, ihre Tochter Margrith, den Namen mußt du unbedingt sagen, damit er weiß, welche gemeint ist. Sagen wir, Margrith, wird ihnen

wohl längſt läſtig ſein, ich bin bereit ſie zu übernehmen zu folgenden Bedingungen."

Gottlieb ſchaut auf die Uhr blickt verzweifelt auf und ſagt: „Jetzt iſt es zu ſpät, ich kann ihn nicht mehr erreichen. Jetzt können wir vernünftig mit einander reden. Raimund, ich will offen mit dir ſprechen, es handelt ſich um deinen Vater. Man hat mich nach Amerika geſchickt um Bärbeli zu vergeſſen. Ich komme ſoeben zurück, der Plan meiner Mutter iſt mißglückt. Ich gehe nicht heim, ſondern in euer Steinhaus am Mühlebach und möchte mich dort einlogieren. Kannſt du mir dazu verhelfen." „Seit wann?" frägt Raimund. „Seit Holland", gibt Gottlieb zurück. „Bärbeli hat kein Wort geſagt", meint der Bruder traurig, „immerhin ich gratuliere. Wenn ſie nicht meine Schweſter wäre, würde ich ſie ſchon morgen früh heiraten." Gottlieb lacht: „Glücklicherweiſe iſt ſie nicht meine Schweſter. Ich möchte auch morgen früh... es zeigen ſich aber noch etwelche Schwierigkeiten bei Frau Mama."

Raimund und Gottlieb trinken einen Vermuth und beſprechen freundſchaftlich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Auf den nächſten Zug wird Gottlieb von ſeinem ſozuſagen Schwager begleitet. Mit frohem Winken nehmen ſie Abſchied.

Wenn vor dem Fenſter ein fremdes Lied erklingt.

Schon früh wird es dunkel, wenn die Nebel tief hinunterhangen. Bärbeli ſchließt die Fenſterläden. Trotzdem es dem Vater ſeit Wochen viel beſſer geht, möchte es die gefährliche Feuchtigkeit aus den Räumen verbannen. Licht flammt auf. Die Speiſen für das Nachteſſen duften von der Küche her. Vater ſitzt in ſeiner Schreibſtube und ſtudiert bundesgerichtliche Entſcheidungen. Er tut dies nicht nur um ſeine richterliche Urteilskraft lebendig zu erhalten. Er ſucht den Verlauf von ſtaatspolitiſchen Unterſuchungen zu ergründen, weil er dem Turi aus der Klemme ſeiner Haft helfen will. Wenn der große Lohrener ſich etwas in den Kopf geſetzt hat, dann läßt er nicht locker, bis er den tiefſten Punkt ausgeknobelt hat.

Nach dem Nachteſſen will er die Hefte mit ins Bett nehmen. Er hat ja Zeit, der Schlaf läßt meiſt lange auf ſich warten.

Bärbeli wäſcht in der Küche das Geſchirr und räumt auf. Verſonnen bleibt es ſtehen. Wo hatte es dieſe Melodie ſchon gehört? Wer pfeift da eine holländiſche Volksweiſe im Mühlebachtal?

Die Melodie iſt verſtummt. Der Hund bellt. Die Haustüre wird zugeſchlagen. Bärbeli ſucht die Worte zu dem Lied. In ſeiner Erinnerung tauchen die hübſchen Trachten auf den Inſeln auf, die Spitzenhauben, jener Abend im Gaſthaus am Meer. Freude und Weh zieht durch ſein Herz.

Es bleibt am Fenſter ſtehen und ſchaut in das Dunkel hinaus. Und wieder ſteigen die Töne jenes Liedes zu ihm empor. Jetzt greift ſich Bärbeli ans Herz. Heute iſt der Tag ſeines Rückfluges. Es wirft die Schürze in die Ecke, ſtreicht und zupft die Haare zurecht, greift nach den Schuhen, ſchaut nach dem Vater und gleitet lautlos die Stiege hinab.

Wo haben nur die Mädchen dieſen leiſen Gang, dieſes geräuſchloſe Davonhuſchen gelernt? Der Hund bleibt ſtill. Keine Türe wird aufgemacht. Kein Kind iſt um den Weg. Bärbeli ſchleicht der Mauer nach, biegt um die Ecke, geht über die Matte auf den breiten Apfelbaum hin.

Das Gras iſt naß vom Nebel. Nun läuft es auf zwei offene Arme zu und wird von einer glückſeligen Kraft umſchloſſen, emporgehoben. Es verliert den Boden unter den Füßen, verliert alle Worte und Gedanken, die es für dieſen Augenblick zurechtgelegt und aufgeſpart, verliert allen Kummer, jedes Sorgen. Iſt nur noch da um Liebe zu verſchenken und aufzunehmen.

Lange finden ſie, brauchen ſie keine Worte, rühren ſie ſich nicht vom Fleck. Tief neigen ſich die fruchtſchweren Aeſte. Sie wähnen ſich geborgen unter Dach. Dann gehen ſie die Matte hinauf und über den Feldweg zur alten Kapelle hin, zwiſchen Strauch und bemooſter Mauer, Arm in Arm. Viel zu ſchnell gleitet der Abend in die Nacht hinein. Die Glückſeligkeit hört keinen Stundenſchlag, zählt nicht die Worte. Er hält ſeine Hand. Die Mauer der Kapell-Umfriedung iſt ihre Bank. Der Nebel ſchützt ſie und hüllt ſie ein.

Tauſende von Meilen Trennung, all das Sehnen dieſer langen Zeit, wird in dieſen Augenblicken aufgehoben, ausgelöſcht. Sie ſprechen nicht davon, nicht von der Zukunft: „Du biſt da“, ſagt Bärbeli und iſt glücklich. „Ich bin bei dir, Liebes“, ſagt er, und hat keine Wünſche mehr.

Aber Bärbeli hat einen hilfloſen Vater. Gottlieb hat kein Auto. Sie müſſen wieder zu den Wirklichkeiten zurückfinden. Bis vor die Türe geleitet er ſein liebes Mädchen, holt dann leiſe ſeine Mappe, die er bei der Sagi verſteckt hat und geht langſam und ſinnend ins Dorf.

Dem Mutigen gehört die Welt!
Foto Arnold Odermatt, Stans

Im Gaſthaus Steinbock findet er ein Zimmer. Er ſpürt weder Hunger noch Durſt, und verabſchiedet ſich bald von der Wirtin. Von Schlafen keine Spur. Nicht nur weil alle ſeine Sinne ſo wach ſind, weil er die überſprudelnde Freude nicht in den Traum verlieren will. Es iſt ringhörig in dieſem Haus. Unter ihm ſitzen zwei Männer beiſammen, er riecht ihren Tabakqualm, er hört das Schnarren ihrer Schuhe, das Quitſchen der Stühle, verſteht faſt jedes Wort. Zuerſt achtet Gottlieb nicht auf die Reden, was geht ihn ein fremdes Wirtshausgeſpräch an. Was intereſſiert ihn in dieſer Stunde anderes, als die Worte ſeiner Braut, die leiſe geflüſterten, ins Ohr gehauchten lieben Schwüre. Doch hört er jetzt zum zweiten Mal eine zorngeladene Stimme vom alten Lohrener ſprechen.

Die Reden da unten bekommen einen Sinn. Die Sätze ſchließen ſich zu einem Plan: „Wenn du Richter werden willſt, dann mußt du den großen Lohrener vorher ausſchalten, vollſtändig erledigen. Sonſt kommt er im letzten Augenblick mit einem Artikel in der Zeitung, dann iſt es aus. Die Leute glauben ihm, fallen auf ſein Schreiben hinein. Das iſt immer ſo geweſen.“ „Ja, das weiß ich, aber wie ausſchalten?“ „Mußt ihn moraliſch treffen. Mußt ihn als Heuchler und Betrüger hinſtellen. Sag doch den Leuten, was er für Geſindel um ſich hat. Der Turi, ſitzt als Kommuniſt im Loch. Wernis Magd, die Anna-Marie iſt eine Zuchthäuslers Tochter. Alle zwei Monate reiſt ſie zu ihm hin auf Beſuch hinter Gittern. Ich hab ſie bis vor das Tor verfolgt. Urkundenfälſchung oder ſtrafbaren Konkurs, ich bekomme die Akten ſchon noch zu Geſicht. Du mußt dafür ſorgen, daß den Leuten die Augen aufgehen, ſonſt kannſt du deinen Richter an den Nagel hängen, bis er von der Wand tropft.“

Am andern Morgen ſteht Gottlieb vor dem Mann, der nachts in der Wirtsſtube auf dieſe Art geſchmäht wurde. Vor dem Lohrener mit ſeinem offenen, klaren Blick, mit dem Kopf eines geborenen Staatsmannes, aus deſſen markigem Geſicht die Weisheit und das Verſtehen ſo hervorragend herausleuchten.

Schon am Morgen fragte der Vater, warum Bärbeli ein ſo hübſches Kleid angezogen habe. Staunte er, daß er ſo früh ſchon ſingen gehört, eine fremdartige, wehmutsvolle Weiſe. Und nun ſitzt ihm dieſer Beſuch gegenüber, ausgerechnet der Sohn jenes Mannes, der ihm vor einigen Wochen ſo ſchroff und unfreundlich Beſcheid gegeben hat und der ſeither nichts mehr von ſich hören ließ.

Nicht lange blieb der Vater im Ungewiſſen. Seine wachen Augen hatten nur einige Blicke aufgefangen und ſchon wußte er, daß die vier Augen bereits gewohnt waren, ſich ohne Worte zu verſtändigen. Ein langgezo-

gener Schmerz drang ihm in die Bruſt. Er fühlte die Stunde kommen, da ihm ſein liebes Mädchen genommen würde. Dieſer Schmerz traf ihn unvorbereitet. Halbe Tage und ganze Nächte hatte er ſchon mit ähnlichen Gedanken verbracht. Bisher waren ſie aber immer in weiter Ferne gelegen.

Heute kamen ſie näher. Jetzt galt es, ſein eigenes Leben und Elend zurückzuſtellen. Der Ordnung des Schöpfers das Haupt beugen, zu verzichten und ſich der Vorſehung anzuvertrauen. Er hört auf die Worte des jungen Mannes. Er weiß, daß das, was er redet und erzählt nur die Einleitung iſt. Noch iſt der kranke Mann mit ſeinem Würgen beſchäftigt und damit, ſeine Kräfte zu ſammeln, um über das Leid und die Not in ſeiner Bruſt hinweg, urteilen und beſtehen zu können.

Die Stimme gefällt ihm, die Art wie der junge Mann von ſich und ſeinem bisher Erreichten beſcheiden ſpricht. „Du biſt alſo jetzt ſozuſagen deines Vaters intimer Mitarbeiter“, frägt der Lohrener. Gottlieb ſchaut auf und ſagt laut und beſtimmt: „Nicht mehr. Ich habe von Amerika aus friſtgerecht gekündigt.“

Nur eine winzige Sekunde zeigt ſich die Ueberraſchung auf Vaters Zügen, dann frägt er: „Warum?“ Gottlieb legt die Hände auf den Tiſch, beugt ſich herzu und ſagt: „Weil meine Mutter verlangt, daß ich die Tochter eines welſchen Oberſten heirate.“ Und das willſt du nicht, aus was für Gründen?“ frägt wieder der große Mann. „Weil ich nur Bärbeli, Eure Tochter, gern haben kann und zu meiner Frau haben möchte. Entſchuldigt mich bitte, daß ich ſo unvermittelt davon rede. Aber vor Euern Augen kann ich nicht anders, als grad und offen ſagen wie es iſt. Ich würde es als ein Unrecht empfinden, wenn ich nur fadenbreit von der Wahrheit abweichen oder ausweichen würde. Ich weiß, ihr braucht Bärbeli dringend für eure Pflege. Ihr habt das erſte Recht auf ſie. Darum will ich euch vorſchlagen, ich komme hierher. Ich arbeite im Sägewerk. Ich habe die drei Monate in Amerika in einer großen Sägerei gearbeitet.“

Nun ſpringt die Ueberraſchung zu Bärbeli hinüber. Davon hatte er geſtern kein Wort geſprochen. Was waren das für Pläne! Da würde ja der Schrecken vor der Mutter, vor dem herriſchen Vater Gottliebs, in alle Winde verfliegen, der ſtändige dumpfe Schmerz wegen dem hilfloſen, verlaſſenen Vater verſtummen. Wie wenn die Nebel ſich auflöſen, und die ſonnenbeſchienene Landſchaft ſich ausbreitet, ſo kam die Zukunft plötzlich in greifbare lichtvolle Nähe.

„Wie alt biſt du?“ frägt der Vater. „29 erfüllt“, ſagt Gottlieb. „Und haſt noch ſolche Ideale“ ſtaunt der kranke Mann, „das iſt ſelten. Schau, daß du dich weiter freihalten kannſt vor der Geldgier und der Herrſchſucht. Aber es wäre dumm und unverantwortlich, wollteſt du den angeſtammten Betrieb, der dir, als einzigem Sohn zukommt, einer Verliebtheit willen verſchleudern. Wenn das, was du Gernhaben nennſt, deine große ſtarke Lebensliebe iſt, dann überwindet ſie auch die Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die du vor dir ſiehſt. Wenn nicht, dann iſt es gut, wenn du es erfährſt, bevor du im heiligen Sakrament gebunden biſt.“

Mit ſteifem Blick ſchaut Gottlieb vor ſich auf den Tiſch. Er ſucht ein Wort, mit dem er die ſtrenge Denkart zerſchmettern kann. Sucht es in allen Winkeln ſeines Kopfes und findet es nicht. Bärbeli ſitzt daneben, hängt an ſeinen Lippen, wartet mit Herzklopfen auf ſeine Antwort.

Der Vater ſucht die Pfeife, ſieht ſie auf dem Tiſch liegen, kann ſie aber nicht erreichen. Mit ſeinen Schmerzen wagt er nicht ſich zu erheben. „Bärbeli“, ſagt er und gibt ihm einen Wink. Das Mädchen ſchaut zu ihm hin, mißdeutet das Zeichen und will ſchnell verſchwinden.

Der Vater ruft es zurück: „Nein, nicht hinaus ſollſt du. Du ſollſt alles mitanhören, was wir zwei zu reden haben. Die Pfeife ſollſt du mir herüber geben.“ Unendlich erleichtert ſpringt es herzu, holt den Tabak, die Streichhölzer, den Aſchenbecher.

Gottlieb gibt es auf, den rettenden Gedanken zu finden und ſagt: „Aber von Bärbeli laſſe ich nicht. Damit müßt ihr rechnen. Ich kann nicht mehr von ihm laſſen.“

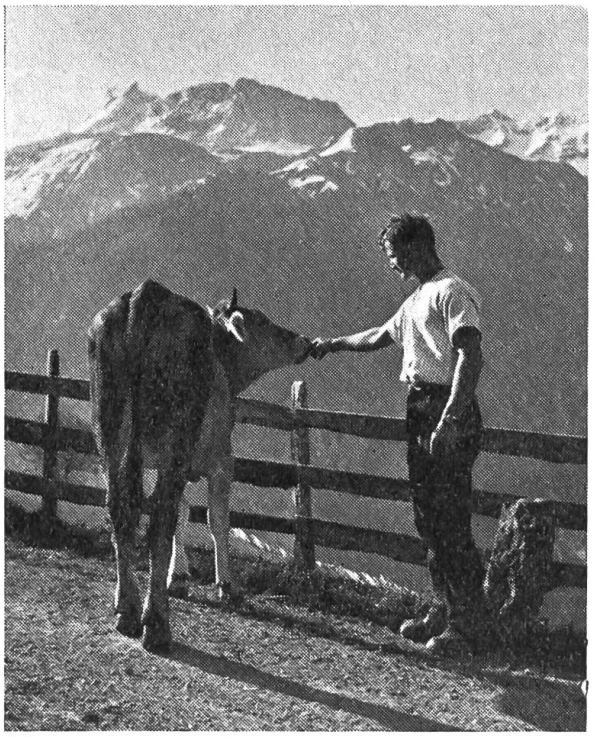
„Was hat dir der Vater auf deine Kündigung hin geſchrieben?“ frägt der Lohrener aus der erſten Rauchwolke heraus. „Nichts

hat er geſchrieben", gibt Gottlieb zurück, „keine Silbe, die ganzen drei Monate. Er weiß auch nicht, wann ich heimkomme."

„Mein Lieber", es iſt das erſte Mal, daß der Vater ihn ſo anredet, „raten kann ich dir, Entſcheiden mußt du ſelbſt. An deiner Stelle würde ich jetzt heimgehen und ruhig, offen und beſcheiden mit dem Vater reden, wie du heute zu mir geſprochen haſt. In ſolchen Fällen würde ich auch ein Gebet zum heiligen Geiſt zu Hilfe nehmen, ich tue das immer. So erfüllſt du deine Sohnespflicht und kannſt dann weiter planen. Wenn er das will, und du auch willſt Bärbeli, kannſt du mit ihm bis in die Stadt fahren, kannſt ja bei Raimund wohnen, zwei drei Tage, bis das Schlimmſte vorüber iſt. Ich kann dem Raimund telefonieren."

Das Mädchen fand dieſen Vorſchlag großartig. Die ſchweren Gedanken, die ungewiſſe Zukunft, die Aengſte verſchwanden vor dem Gedanken mit Gottlieb nach Zürich zu fahren und ſo lange in ſeiner Nähe zu ſein. Gottlieb war nicht begeiſtert. Sein harter Schädel wollte ſich nicht ſo ſchnell beugen. Er weiß zu gut, wie ein Geſpräch mit dem Vater ausgeht. Zuviel hat ſich in den Monaten in Amerika in ſeinem Kopf und ſeinem Herzen aufgeſtaut.

An ſchwierige Verhandlungen gewohnt, verſucht er Zeit zu gewinnen. Er beginnt davon zu berichten, was er im Steinbock gehört hat. Wenn er aber glaubt, er könne damit den großen Mann unſicher machen, dann täuſcht er ſich. Das markante Geſicht verändert ſich während ſeinem Erzählen nicht. Nur Bärbeli regt ſich auf, verlangt, daß man die Steinböckler einklage und einſperre.



Chum säh — säh!
Foto Leonard von Matt

Gütig lächelnd ſchaut der Vater zu ſeiner temperamentvollen Tochter hinüber und ſagt ruhig: „Das Böſe ſtraft ſich ſelbſt! Wir müſſen dem ewigen Richter nicht in den Arm fallen. Die Zeit wird die Stunde bringen, da dies Unrecht geſühnt wird, ohne unſer Dazutun. Was er von Anna-Maries Vater geſagt hat ſtimmt und ſtimmt nicht. Er iſt im Zuchthaus, aber wegen einer Jähzorntat. Aber der Turi, den werde ich aus dem Lügenwerk herausholen." Und damit gleitet das Geſpräch auf ſeine Zeit in Finnland hinüber. Bärbeli findet eine Gelegenheit etwas Trinkbares auf den Tiſch zu bringen, redet vom gemeinſamen Mittageſſen und von Vaters Medizinen und trifft ſchon die erſten Vorbereitungen für die gemeinſame Reiſe.

Ein Geſtändnis in milder Abendluft.

Gottlieb geht ohne Mappe und ohne Hut, ſchwer bedrückt den Weg zu ſeinem Vaterhaus hinauf. Er ſchaut nicht auf die blühenden Dahlien, den gepflegten Raſen, die leuchtenden Büſche. Er denkt, ſie werden eben gerade das Nachteſſen beenden, öffnet die Türe, ſchreitet über den Teppich, geht in den Salon und ſagt: „Guten Abend Mutter, guten Abend Vater", dann ſieht er Jeannette.

Im hell geblumten Kleid, Schultern und Hals frei, ſitzt ſie an ſeinem Platz. Dann ſagt Gottlieb noch: „Guten Abend Jeannette!" Er hat Zeit für dieſes Grüßen, kein Menſch ſpricht ein Wort. Alle bleiben verdutzt ſitzen und ſtaunen ihn an. Er bleibt ſtehen. Zuerſt erholt ſich Jeannette, ſpringt auf, kommt auf ihn zu, begrüßt ihn erfreut und ſagt: „Das iſt aber eine Freude, Godi, daß du kommſt. Ich glaubte ſchon ich müſſe abreiſen, ohne

dich zu ſehen. Das hätte mir den ganzen Herbſt und Winter verpatzt, komm ich hol dir Teller und Gedeck.“ „Ich habe ſchon gegeſſen“ ſagt Gottlieb und kommt näher. „Nimm Platz“, ſagt der Vater und zur Mutter gewandt, „dann bleibe ich heute abend da.“

„Wo denkſt du hin, lieber Mann“, proteſtiert die Mutter heftig, „was würden Winzlers ſagen und Bachmanns, von Bruckners ganz zu ſchweigen. Du kommſt mit. Gottlieb bleibt ja doch vorausſichtlich die nächſte Zeit hier. Ich ſehe nicht ein, warum wir dieſe reizende Einladung verſäumen ſollen. Und überhaupt, ſo ſpät kann man nicht mehr abſagen, das wäre eine Todſünde. Und ich will gehen. Und ich gehe. Und du kommſt mit. Jeannette kann da bleiben. Das iſt recht ſo. Jeannette, du willſt doch. Und jetzt muß ich eilen, ſchauen, daß ich noch zurecht kommen kann.“

Sie rauſcht hinaus. Jeannette geht zum Büffet, bringt ein Glas. Der Vater greift ſogar zur Weinflaſche, ſchenkt ein und frägt: „Biſt du eben angekommen?“ „Geſtern“, ſagt der Sohn. Schon ruft die Mutter ihren lieben Mann, mit einer Stimme und in einer Tonlage, die keine Verzögerung erlaubt.

Nun ſitzen ſie allein. Das Dienſtmädchen räumt ab. Beide erzählen und berichten gleichgültige Dinge. Das hübſche, ſchlanke Mädchen mit ſeinen eleganten Bewegungen, die den Reiz der bloßen Arme ſpielen laſſen, iſt rührend beſorgt um den Heimkehrer. Jeannette macht den Vorſchlag, den ſchönen Abend im Garten zu genießen. Gottlieb geht mit, wird in einen Liegeſtuhl komplimentiert, mit Kaffeetaſſe, Cigaretten, Zuckerdoſe, Kirſchfläſchchen, Aſchenbecher und Streichhölzern bedient. Dann liegen ſie ſcheinbar ruhig und bequem, ſchauen beide auf den See. Rauchwölklein ſteigen auf, die ein milder Abendwind vereinigt und davonträgt. Mit nichtsſagendem Reden warten ſie, bis der Vater kommt. Sie hören den Wagen aus der Garage fahren, hören die Mutter rufen, ſie kämen nicht ſpät zurück, beſtimmt vor Mitternacht. Dann ſind ſie frei.

Jeannette ſpricht vorzüglich deutſch, kann aber auch ihren welſchen Akzent nicht ganz verbergen. Sobald die Geräuſche des Motors ſich weiter entfernen, fängt Jeannette an: „Mein Lieber, was haſt du mit deinem alten Herrn? Findeſt du nicht auch, das war ein etwas kühler Empfang, nach einem Vierteljahr.“

„Ach weißt du“, gab Gottlieb verſöhnlich Beſcheid, „wenn man ſo viel reiſt. Man kommt und geht. Wir ſind uns gewohnt lange fort zu ſein. Vater hat nie auf dem Gefühlsdudelſack geblaſen.“ Jeannette wittert ſogleich, daß ihm dieſes Thema nicht paßt und wechſelt geſchickt. „Du glaubſt nicht, wie ich mich freue, daß du hier biſt. Ein Aufenthalt in Zürich ohne dich, das iſt wie ein Hotel ohne Bett, nein, was ſag ich, wie ein Segeln ohne Wind. Und überhaupt, diesmal mehr als je, muß ich mit dir ſprechen. Eine lebenswichtige, entſcheidende Frage habe ich aufgeſpart. Aber jetzt noch nicht. Wenn es dunkel wird. Gottlieb, du biſt doch eigentlich mein einziger, vertrauter, zuverläſſiger Jugendfreund. Nun bin ich bald vierundzwanzig, ſeit 9 Jahren, heute habe ich nachgerechnet, ſeit 9 Jahren komme ich jeden Sommer oder Herbſt zu euch. Herrlich immer wieder und doch jedesmal anders. Aber zuerſt erzähl du mir. Ich möchte auch einmal nach Amerika, muß unerhört aufregend ſein.

Freundlich und gelaſſen, ſo faſt gar, als ob er die Ruhe vor dem Sturm auskoſten und genießen wolle, erzählt er von drüben, weiß viel zu berichten und kann gut erzählen. Plötzlich aber erhebt er ſich und ſagt: „Ich muß noch ſchnell nach Helſinki telefonieren, du entſchuldigſt doch.“

Jeannette iſt unterdeſſen nicht untätig, ſie holt im Keller eine gute Flaſche Wein, füllt die Gläſer auf dem kleinen Tiſchchen, holt ſich einen duftigen, weichen Seidenſchal, zupft ihr Kleid zurecht, richtet ihre Friſur, ſinkt wieder in den Liegeſtuhl, überlegt ſich die Art, wie ſie es ihm vorbringen will, ſpielt mit rotlackierten Nägeln mit ihren Sandaletten und ſchaut den Faltern zu, die um das Licht flattern.

Das feine Kies kniſtert unter ſeinen Schuhen, er ſetzt ſich zu ihr. Der Abend erlöſcht. Jeannette beginnt nach einer langen, ſpannungsgeladenen Pauſe leiſe zu ſprechen: „Du weißt, wie ſehr ich dich ſchätze, Godi. Wir waren Freunde auf den erſten Blick. Dein freies, ſelbſtändiges Benehmen, deine wahr-

haftige Denkart, ich möchte ſagen ſogar deine bewußt religiöſe Denkart, all das hat mich an dir immer bezaubert. Ich bin jedesmal mit Tränen hier weggegangen, und das nur wegen dir. Glaubſt du mir?“ Gottlieb bleibt ſtumm.

Jeannette muß von Neuem beginnen, findet wieder eine ſtimmungsvolle vielverſprechende Einleitung und kommt dann zu den Worten: „Und nun, jetzt in dieſer Stunde, mußt du mir ganz offen, als lieber Freund, als vertrauteſter Freund einen Rat geben, er iſt Reiter und Flieger, Sportfanatiker, ein verwegener Reiter, liebt die Gefahr und —.

„Und er will dich heiraten?“ frägt Gottlieb. „Ja, er macht mir Anträge, er umſchwärmt mich. Er bezaubert meine Mutter. Er imponiert meinem Vater. Er drängt mich. Ich verlange, daß er wenigſtens das Kunſtfliegen aufgibt. Er iſt in jeder Beziehung unnachgiebig.“ „Und du haſt Bedenken?“ frägt er verſtändnisvoll. „Ja, ſchwere Bedenken, wenn ich mit zwei kleinen Kindern Witwe bin. Er wird beſtimmt einmal ſtürzen, vom Pferd oder vom Himmel. Das ſehe ich kommen.“

Das hübſche, ſchlanke Mädchen iſt rührend beſorgt um den Heimkehrer.

der vielleicht über mein ganzes Leben entſcheidet. Ich weiß, es iſt nicht nett von mir, dich gleich in der erſten Stunde deiner Heimkehr damit zu überfallen, aber ich kann nicht mehr länger warten, ich kann mich nicht mehr beherrſchen und zurückhalten, ich liebe — verliebt iſt nicht das rechte Wort — es iſt Liebe, quälende, beglückende, mächtige Liebe. Was ſagſt du dazu.“ Feierlich kommen aus dem Liegeſtuhl nebenan die Worte: „Die Liebe iſt das Schönſte im Leben, das reichſte Geſchenk, das Gott den Menſchen gegeben hat.“

„Siehſt du“, ſetzt Jeannette ein, „wie wir uns einig ſind, ganz meine Meinung. Sie iſt das Herrlichſte, das Beglückendſte und nun, ich liebe einen Mann, er iſt reich, iſt gebildet, wohlerzogen, feinfühlig, hübſch — aber

Mit einem fröhlichen Lachen neigt ſich Gottlieb ihr zu und ſagt: „Sei tapfer. Wenn er es dir zuliebe nicht aufgibt, wird er es den Kindern zulieb tun. Die Frau hat mehr Möglichkeiten als die Braut, den Männern ihr Spielzeug aus der Hand zu nehmen. Du biſt doch ſonſt nicht ängſtlich, Jeannette, laß dich nicht einſchüchtern. Nimm dein Schickſal in die Hand und vertraue!“

Von harten Köpfen und lieben Menſchen.

In Vaters Büro, wo er ſchon ſo oft in dringende Arbeit vertieft geſeſſen hatte, wartete Gottlieb. Er dachte der Vater müſſe be-

ſtimmt das Licht ſehen, wenn er den Wagen einſtellen würde.

Gottlieb ließ auch die Vorhänge offen. Er nahm Bücher und Zeitſchriften zur Hand, fand aber keinen Zugang zum Inhalt. Er betrachtete die gediegenen Möbel, die Bilder und Kunſtgegenſtände, die der Vater geſammelt und verſtändnisvoll aufgehängt und hingeſtellt hatte. „Man kann auch ohne all dieſe Güter glücklich ſein“, dachte Gottlieb. Die Stunden zogen ſich mühſelig in die Länge. In ſeinem Herzen ſchwoll der Groll, wuchs der Entſchluß unnachgiebig und hart zu ſein. Eher gehe ich nach Uebersee, baue mir ſelbſt etwas auf und rufe dann Bärbeli, wenn ich Boden unter den Füßen habe. Er hatte Zeit, ſolche Gedanken zu wälzen.

Doch einmal kam das Knirſchen der Räder, das Summen des Motors in die Nähe, trat der Vater erſtaunt unter die Türe. „Du biſt noch auf“, fragte er und blieb ſtehen, ſeinen kräftigen Körper mit dem feſtlichen Abendanzug gekleidet, Perle in der Kravatte, geſtreifte Hoſen, tadelloſer Sitz des Kragens, trotzdem er dem mächtigen Nacken nicht eben bequem ſchien. „Ja, ich habe auf dich gewartet. Ich weiß nicht, ob du morgen Zeit haſt oder fort willſt. Du biſt ja auch nicht der Mann, der einer notwendigen Beſprechung ausweichen will.“

„Gottlieb“, ſagte der aufrecht ſtehende Mann, „ich weiß nicht, ob das die richtige Stunde iſt, ſo ſpät und nach einer alkoholreichen Geſellſchaft. Aber wenn du reden willſt, dann bleibe ich da.“ Gottlieb kam ſich in Vaters Pultſtuhl am falſchen Ort vor, wollte aufſtehen. Der Vater aber hieß ihn ſitzenbleiben und nahm einen Stuhl. „Offen geſtanden“, begann er in freundlichem Ton, „offen und ehrlich zugegeben, Gottlieb, du haſt mir gefehlt. Noch nie habe ich deine Abweſenheit ſo ſchmerzlich empfunden. Wir haben in letzter Zeit im Geſchäft einige ganz heikle und verzwickte Situationen durchkämpfen müſſen. Ich hätte dein Wiſſen und deine Taktik gut brauchen können. Dazu kam noch dein Kündigungsbrief, den ich nicht beantwortet habe, weil ich die Kündigung nicht anerkennen wollte. Dieſer Brief hat mich müde gemacht. Ich werde älter. Ich ſollte eher Hilfe haben ſtatt Aerger. Ich hoffe, du biſt inzwiſchen zur Vernunft gekommen. Sag du auch deine Meinung.“

„Vater, ich habe dir gehorcht“ begann der Sohn, „ich bin wie ein verkauftes Schaf nach Amerika gefahren. Ich wäre ſchon längſt gerne dein guter Mitarbeiter geweſen, aber nicht dein Laufbub, halb Student, halb Wagenwaſcher. Ich habe das trotzdem all die Jahre gemacht, weil ich deine Autorität anerkenne, und beſtaune, was du leiſteſt. Nun aber willſt du mir, oder viel mehr, wollt ihr mir in eine Entſcheidung hineinreden, die mich, und nur mich ganz allein angeht. Ich will eine Frau wählen, die ich liebe und ſchätze, und mit der ich mein Glück finden kann. Und hier iſt nun meine Folgſamkeit zu Ende. Ich ſage dir offen und frei, ich werde Bärbeli heiraten, und wenn ich ohne die kleinſte Hilfe neu anfangen muß. Ich verzichte auf alles, aber auf Bärbeli verzichte ich nicht.“

Der Senior ſprang auf die Füße, trat ans Pult und ſagte: „Gut, das iſt eine klare Situation. An und für ſich gefällt mir dein Starrſinn nicht ſchlecht, ein echter, harter Blumer-Schädel. Und auch das Mädchen hat mir einen guten Eindruck gemacht. Ich bin mit ihr am Tage von ihres Vaters Unfall ins Spital gefahren. Ein tapferes Mädchen, hat ſchweigend Schweres ertragen, das findet man bei Frauen nur ſelten. Für meine Frau iſt das ein Schlag, der ſie ins Krankenhaus bringen kann. Mein Sohn, wir wollen jetzt zur Ruhe gehen.“ Er legte ihm ſeine ſchwere Hand auf die Schulter. „Wollen die nächſten Tage alles beſprechen, ohne Haſt und ohne Groll. Wir werden einen Weg finden, komm.“ Gottlieb blieb ſtehen, ſchaute ergriffen zu ſeinem Vater auf und ſagte: „Ich danke dir, Vater, und ich will dir noch ſagen, meine Braut wird das Herz der Mutter gewinnen und dir eine liebe Freude werden.“

* * *

Von Helſinki kam anderntags ein Anruf und wurde ein Schreiben und Dokumente in Ausſicht geſtellt, die der Haft des zu Unrecht Eingeſperrten, bald ein Ende ſetzen würden. Schon jetzt war die Zuverläſſigkeit Turis offenſichtlich und die boshaft ausgenützte Verwechslung durchſchaubar.

Raimund leitete dieſen Bericht mit großer Freude an den Vater im Steinhaus weiter. Er fragte auch bei dieſer Gelegenheit ob Bärbeli nicht noch einige Tage länger bleiben könne. Von verſchiedener Seite, werde es dringend benötigt. Gottlieb ſei unendlich froh, zwiſchen den Beſprechungen mit ſeinen Eltern, mit ihm reden zu können. Bärbeli halte ſich herrlich und ſei im Begriffe eine Dame zu werden.

Dieſer Ausdruck war tatſächlich keineswegs übertrieben. Gottlieb hatte nämlich, nach Hutformen. Aus Raimunds Büro wurde ein Probierſalon mit verſchiedenen Beleuchtungseffekten. Und das Ergebnis war bezaubernd.

* * *

In Gottlieb Blumers breitem Haus lag die Herrin des Hauſes auf der Chaiſelongue, betupfte ſich die Lippen mit Kamille, die Augen mit Borwaſſer, führte ein Riechfläſchchen an ihre gepuderte Naſe und legte ſich eine Kompreſſe in den Halsausſchnitt.

„Vater, in dieſe Wohnung möchte ich einziehen, dann kann mir der Prunkkaſten am Zürichberg geſtohlen werden."

dem Vertrauenserweis Jeannettes, auch ihr mit Vertrauen vergolten und hatte dem eleganten Mädchen, in Raimunds Büro, Bärbeli vorgeſtellt. Jeannette fand die ſüße Braut entzückend, kritiſierte nur die Friſur und Bekleidung. Sie ſchleppte, mit Raimunds Geldtaſche bewaffnet, das gute Kind vom Schuhgeſchäft zur Haute Couture, vom Friſeur am Limmatquai an der Bahnhofſtraße zum Modehaus und auch zum Juwelier. Mit echt welſchem Chick und feinem Sinn für diskrete Farben, wählte es Kleider, Wäſche, Schuhe, Mantel, die zu tragen für Bärbeli eine Wonne war. Mit einem Vergnügen ſondergleichen half Jeannette dem Haarkünſtler die vorteilhafteſte Friſur zu legen, wühlte ſie in einem Berg von Schuhſchachteln und

Dieſe gequälte, gemarterte Frauensperſon war im Begriffe ihrer ſchwerſten Stunde entgegen zu leiden, jener Stunde, da ihren Zielen die bitterſte Enttäuſchung auferlegt, ihrem Ehrgeiz die entſetzlichſte Schmach angetan werden ſollte. Jene Stunde, da ſie einem Bauernmädchen ihre gepflegte, mit Brillantringen geſchmückte Hand bieten ſollte, ihrer zukünftigen Schwiegertochter. Ein Pulver und zwei Pillen konnten bis jetzt das Herz noch nicht beruhigen, die Migräne noch nicht bewältigen. Ihre Befehle jagten das Dienſtmädchen in alle Windrichtungen. Noch immer ſtanden die Blumen nicht recht in den Vaſen, war es zu hell oder zu dunkel, trübte ein Schimmer die ſchmalen Streifen Parkett, die zwiſchen den Teppichen frei geblieben.

Die französische Pendule auf dem Kaminsims verkündete aus ihren Goldschnörkeln die dritte Nachmittagsstunde. Frau Blumer erhob sich stöhnend, setzte sich mühsam atmend in den Gobelinstuhl aus dem 16. Jahrhundert und gab ihre letzten Anweisungen.

Die Haustüre knarrte, das häubchengeschmückte Dienstmädchen eilte. Und herein kam Bärbeli, ruhig und sicher, in einem Kleidchen von augenfälliger Bescheidenheit und Eleganz. Kam von Gottlieb begleitet freundlich und selbstbewußt auf die alte Dame zu und sagte: „Guten Tag Frau Blumer. Es freut mich sehr, sie kennen zu lernen.“ Die so Angeredete erstarrte, vergaß vor Staunen die dargebotene Hand zu nehmen, verbarg ihre Ueberraschung mit einem gekünstelten Hustenanfall. Bärbeli hätte ihr gerne währschaft den Rücken geklopft, erinnerte sich aber seines Versprechens, sich in jeder Weise äußerst sittsam und zartfühlend zu benehmen. Den doch noch erfolgten Händedruck garnierte es mit einem Knix, nahm auf den gnädigen Wink hin, gesittet Platz, schmückte das langweilige Gespräch mit nettem Nicken und Blicken. Antwortete auf vornehme französische Ausrufe in der gleichen Sprache und gab noch einige englische Sätze als Garnitur hinzu. Zeigte sich entzückt über das große Barockbild, über die Vase aus Sèvres-Porzellan, rühmte den reizenden Ausblick in den wohlgepflegten Garten und verabschiedete sich, nachdem es den leidenden Zustand zweimal bedauert und züchtig an einer chinesischen Teetasse genippt hatte.

* * *

Im Steinhaus am Mühlebach sitzt der große Lohrener an seinem Schreibtisch, bläst ein feines Räuchlein vor sich her, schaut vergnüglich in das liebe Gesicht seiner Tochter, das je nach dem Stand seiner Erzählung ernst oder lustig aussieht. Er hört von Vater Blumers fröhlichem Lachen, von Gottliebs taktvollem Benehmen, von der stilvollen Vorstellung in Frau Blumers Salon und von den voraussichtlichen Plänen. „Ich sage dir Vater“, schwärmt Bärbeli, „im Bürohaus beim großen Holzlager ist im oberen Stockwerk eine Wohnung, vier Zimmer und Terrasse, wenn wir dort mit Pinsel und Farbe etwas Schmiß hineinbringen, dann haben wir ein Nest, wie im Himmel. Eine richtige kleine Wiese liegt auf der Hinterseite, ein Apfelbaum, ein Kirschbaum und eine winzige Tanne, man könnte eine Ziege übersömmern, wenn der Boden gut gepflegt würde. In dieser Wohnung möchte ich einziehen, dann kann mir der große Prunkkasten am Zürichberg gestohlen werden. Frau Blumer sagt, das sei nicht standesgemäß. Sie will mich verwöhnen auf ihre Art, sie hat mir Schmuck geschenkt, mich an ihr Herz gedrückt, sobald sie sich zwei Tage von ihrem Schreck erholt hatte. Wirst du nicht zu sehr einsam sein, Vater? Ich komme jeden freien Tag. Gottlieb muß ja oft verreisen. Einen hellgrauen Wagen hat der Vater für Gottlieb gekauft. Ich lerne fahren. Du kannst mir Tag und Nacht telefonieren, wenn du Schmerzen hast, in zwei Stunden bin ich bei dir.“

„Schau, liebes Kind“, sagt der Vater, „darum geht es nicht. Wir wollen dem lieben Gott danken, daß er dir einen guten, rechtdenkenden, gläubigen Mann zugeführt hat. Daran erkennen wir, wie lieb er dich hat. Das ist das Fundament des glücklichen Lebens, die Liebe. In dieser Liebe kann ich mich freuen an deinem Glück!“

— Ende —